H. de Balzac's sämmtliche Werke.

32ster Band.

Eine Evatochter;

und

Massimilla Doni.

Erster Band.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1844.

Eine Evatochter;

und

Massimilla Doni.

Von

H. de Balzac.

Aus dem Französischen.

Erster Band.

H. de Balzac's sämmtliche Werke.
32. Band.

Quedlinburg und Leipzig.
Druck und Verlag von Gottfr. Basse.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Vorbemerkung des Verfassers.

Die „Evatochter" ist dazu bestimmt, eine Lage zu schildern, in der sich manche Frauen befinden, welche durch eine Menge mehr oder minder mildernder Umstände zu einer unerlaubten Liebe fortgerissen werden, gleichwohl, wenn sie sich nicht zu stark compromittirt sehen, klug genug sind, dem ehelichen Leben wieder zu huldigen. Die Leiden ihrer Liebelei haben sie die Süßigkeiten einer glücklichen Ehe kennen gelehrt.

Dedication.

An Frau Gräfin Bolognini,

geb. Vimercati.

Wenn Sie sich, gnädige Frau, noch des Vergnügens erinnern, das Ihre Unterhaltung einem Reisenden gewährte, indem sie ihn in Mailand an Paris erinnerte, so werden Sie nicht erstaunen, daß er Ihnen seine Erkenntlichkeit für so viele schöne, bei Ihnen verlebte Abende dadurch beweiset, daß er eine seiner literarischen Arbeiten zu Ihren Füßen legt, und Sie bittet, derselben durch Ihren Namen Schutz zu gewähren, wie schon früher dieser Name die Erzählungen eines Ihrer alten, den Mailändern theuern Schriftstellers beschützte.

Sie haben eine, bereits schöne Eugenia, deren geistrei-

ches Lächeln verkündet, daß sie die köstlichsten Fraueneigenschaften von Ihnen haben, und die sich gewiß in ihrer Kindheit schon alles des Glückes erfreuen wird, das eine bedauerliche Mutter der in dieser Erzählung auftretenden Eugenia verweigerte.

Sie sehen hieraus, daß ich, wenn die Franzosen auch der Flüchtigkeit und Vergeßlichkeit beschuldigt werden, an Beständigkeit und dankbarer Erinnerung ein Italiener bin. Wenn ich den Namen Eugenia schrieb, habe ich mich oft in jenem kühlen Salon in Stuccaturarbeit, und in jenen kleinen Garten in der Vicolo dei Capuccini, dem Zeugen des Lächelns dieses lieben Kindes, so wie unserer Zänkereien und Erzählungen, versetzt. Sie haben den Coro mit den Tre Monasteri vertauscht; ich weiß nicht, wie Sie sich dort eingerichtet, und muß Sie sehen, nicht sowohl unter den niedlichen Dingen, die Sie ohne Zweifel dort umgeben, sondern wie eins jener schönen Gesichter, die wir dem Carlo Dolci, Raphael, Titian, Allori verdanken, und die fast abstract erscheinen, so fern sind sie von uns.

Wenn dieses Buch über die Alpen springen kann, so wird es Ihnen also die lebhafte Erkenntlichkeit und ehrfurchtsvolle Freundschaft bezeugen, mit der ich bin

Ihr

gehorsamer Diener

v. Balzac.

I. Die beiden Marien.

In einem der schönsten Hôtels der Rue Neuve-des-Mathurins saßen im Monate Februar des Jahres 1834, Abends um elf ein halb Uhr, zwei Frauen vor dem Kamine eines Boudoirs. Mit jenem bläulichen, leicht ins Grüne schillernden Baumwollensammet, den die französische Industrie erst in den letztern Jahren zu verfertigen gewußt hat, ausgeschlagen, waren die Thüren und Fenstec dieses Boudoirs mit schwellenden Kaschmirvorhängen drapirt, deren Blau mit dem des Behanges harmonirte, und die, gleich diesem, durch Bauschen von Perlen gehalten wurden. Von einer niedlichen, in der Mitte des Plafonds angebrachten Rose herab hing an drei Ketten von der schönsten Arbeit eine silberne, mit Türkißen verzierte Lampe. Dieser Plafond, mit blauer Seide bekleidet und in gleichen Entfernungen mit weißem, in lange Streifen auf dem Behange gefaltetem und mit Perlenquasten agrafirten Kaschmir gestirnt, vervollständigte diese Decoration. Das Mobiliar, von gothischer Form, war nach den schönsten Mustern der alten Zeit aus veilchenblauem Holze verfertigt und hob durch seine reichen Farbentöne die — wie ein Maler sagen würde — etwas zu baumwollige Fadheit dieses Ensemble. Der Rücken der Stühle und Sessel zeigte dem Auge dünne, mit gekörntem und geblümtem weißseidenen Zeuche bekleidete und von reichen, fein ausgeschnittenem Laubwerke breit umrahmte Blätter.

Auf jeder Seite des Fensters zeigten zwei Etagèren ihre tausenderlei köstlichen Kleinigkeiten, die Blüten der mechanischen Künste, aufgebrochen am Feuer des Gedankens. Die Füße begegneten dem wärmenden Gewebe eines belgischen Teppichs, dick wie Rasen, leinblütfarben, mit blauen Bouquets. Auf dem Kamine von dunkelblauem Marmor, umgaben die närrischsten Porzellangemälde des alten Sachsens, jene Schäfer, welche zu ewigen Hochzeiten gehen und köstliche Sträußer in den Händen tragen — eine Art deutscher Chineserei — eine Pendule von Platina mit schwärzlischen Arabesken; darüber hing ein venetianischer Spiegel in einem Rahmen von Ebenholz mit erhabenen Figuren, der in irgend einer alten Residenz geprangt hatte. Einige Jardinièren zeigten den kränklichen Luxus der Treibhäuser, bleiche, göttliche Blumen, die Perlen der Botanik. Dieses Boudoir war kühl, geordnet, sauber, als wenn es hätte verkauft werden sollen. Man fand darin nicht die schalkhafte, launische Unordnung, welche von Glück zeugt. Alles harmonirte hier mit einander, selbst die beiden Frauen, welche weinten — Alles schien leidend.

Der Name des Eigenthümers, Ferdinand du Tillet, einer der reichsten Banquiers in Paris, rechtfertigt den schrankenlosen Luxus, womit das Hôtel verziert war, und wovon dieses Boudoir gleichsam das Programm ist. Obgleich ohne Familie, und, Gott weiß, wie? emporgekommen, hatte du Tillet im Jahre 1831 die letzte Tochter des Grafen Grandville, einer der berühmtesten Namen der französischen Magistratur — der nach der Julirevolution Pair von Frankreich geworden, geheirathet. Diese Heirath aus Ehrgeiz ward dadurch erkauft, daß in dem Ehecontracte

über eine nicht empfangene Mitgabe, die der gleich war, welche die ältere Tochter des Grafen von Grandville, die den Grafen Felix von Vandenesse, zum Manne hatte, quittirt wurde, erkauft. Die Grandvilles hatten dagegen ihre Verbindung mit den Vandenesse nur durch eine ungeheure Aussteuer zu Wege gebracht. Die Bank hatte also die der Magistratur durch den Adel gemachte Bresche wieder ausgebessert. Hätte der Graf von Vandenesse ahnen können, daß er nach Verlauf von drei Jahren der Schwager eines Herrn Ferdinand, genannt du Tillet, werden würde, so hätte er seine Frau vielleicht nicht geheirathet — aber wer hätte gegen das Ende des Jahres 1828 die sonderbaren Umwälzungen vorhersehen können, welche das Jahr 1830 in dem politischen Zustande, den Vermögensumständen und der Moral Frankreichs anrichten sollte? Man würde Denjenigen für verrückt erklärt haben, welcher dem Grafen Felix von Vandenesse gesagt, er würde bei diesem Chassé croisé seine Pairskrone verlieren, und sie würde das Haupt des Grafen von Grandville zieren.

Madame du Tillet saß in gespannter Aufmerksamkeit auf einem niedrigen Sessel, küßte bisweilen die Hand ihrer Schwester und drückte sie mit mütterlicher Zärtlichkeit an ihre Brust. Diese Schwester war Madame Felix von Vandenesse. Im Umgange mit der Welt fügte man den Taufnamen zu dem Familiennamen, um sie von ihrer Schwägerin, der Frau des ehemaligen Ambassadeurs, Karl von Vandenesse, der die reiche Wittwe des Grafen von Kergarouët, eine geborene von Fontaine, geheirathet, zu unterscheiden. Halb zurückgelehnt, sich mit der einen Hand auf ein Ruhe=

bett stützend, in der andern ein Wischtuch haltend, das Athmen durch verhaltenes Schluchzen erschwert, die Augen feucht, hatte die Gräfin eben Mittheilungen gemacht, die nur Schwester gegen Schwester macht, wenn zwei Herzen einander lieben, und diese beiden Schwestern liebten einander zärtlich. Wir leben in einer Zeit, da es so gut möglich ist, daß zwei, so auffallend sonderbar verheirathete Schwestern einander nicht lieben, daß es die Pflicht des Historikers ist, die Ursachen dieser Zärtlichkeit zu erzählen, die sich trotz der Geringschätzung ihrer Gatten gegen einander, und trotz der socialen Uneinigkeit rein und ohne Unterbrechung erhalten hatte. Eine kurze Schilderung ihrer Kindheit wird ihre beiderseitige Lage kennen lehren.

Diese beiden Frauen waren in einem düstern Hôtel des Marais, in der Rue Vieille-du-Temple, im Winkel der Rue Saint-François, von einer frömmlerischen, strengen Mutter, deren Verstand sehr beschränkt war, erzogen worden. Die Gräfin von Grandville hatte die erste Aufgabe einer Mutter gegen ihre Töchter gelöset. Maria Eugenia und Maria Angelika erreichten den Zeitpunkt ihrer Verheirathung, jene im zwanzigsten, diese im siebzehnten Lebensjahre, ohne jemals fern von dem mütterlichen Flügel und Blicke gewesen zu sein. Bis dahin hatten sie kein Schauspiel besucht, ihre Theater waren die Kirchen in Paris gewesen; kurz, ihre Erziehung im mütterlichen Hôtel war eben so streng, wie sie es in einem Kloster gewesen sein würde. Seitdem sie zu Verstande gekommen, hatten sie stets in einer an die der Gräfin stoßenden Kammer geschlafen, deren Thür während der Nacht offen blieb. Die Zeit, welche nicht auf religiöse Pflichten, auf die für wohlerzogene Mäd-

chen unentbehrlichen Studien oder auf die Sorge für ihre Person verwendet wurde, verstrich unter Arbeiten mit der Nadel für Arme, unter Spaziergängen nach Art derer, welche sich Sonntags die Engländer erlauben, indem sie sagen: „Gehen wir nicht so geschwind, es könnte sonst aussehen, als belustigten wir uns!“ Ihr Unterricht ging nicht über die Grenzen hinaus, welche von Beichtvätern vorgezeichnet waren, die man unter den am wenigsten toleranten, jansenistischsten Geistlichen ausgewählt hatte. Nie wurden wohl Mädchen ihren Männern reiner und jungfräulicher übergeben; ihre Mutter schien in diesem, übrigens sehr wesentlichen Punkte die Erfüllung aller ihrer Pflichten gegen Gott und die Menschen gesehen zu haben. Diese beiden armen Geschöpfe hatten vor ihrer Verheirathung weder Romane gelesen, noch etwas Anderes gezeichnet, als Figuren, deren Anatomie dem Cuvier *) gewiß als das Meisterstück des Unmöglichen erschienen sein würde, und die so gestochen waren, daß sie selbst den farnesischen Herkules verweiblicht haben würden. Eine alte Jungfer hatte sie das Zeichnen gelehrt. Von einem alten Priester hatten sie die Grammatik, die französische Sprache, Geschichte, Geographie und das wenige, den Frauen nöthige, Rechnen gelernt. Ihre Lectüre, zu der autorisirte Bücher, wie „die erbaulichen Briefe,“ und „Noëls Lectionen der Literatur“ gewählt wurden, fand Abends mit lauter Stimme statt, und zwar im Beisein des Gewissenrathes ihrer Mutter; denn es hätten sich darin Stellen finden können, die, ohne weise Erläuterungen, ihre Phantasie aufgereizt hätten. Fénélons

---

*) Ein berühmter französischer Naturforscher der neuern Zeit.

Telemach hatte gefährlich geschienen. Die Gräfin von Grandville liebte ihre Kinder genug, um Engel nach Art der Maria Alacoque aus ihr zu machen; aber ihre beiden Töchter hätten lieber eine weniger tugendhafte und liebenswürdigere Mutter gehabt.

Diese Erziehung trug ihre Früchte.

Die wie ein Joch auferlegte und unter strengen, abstoßenden Formen dargestellte Religion ermüdete durch ihre täglichen Andachtsübungen diese jungen, unschuldigen Herzen, die behandelt wurden, wie wenn sie strafbar gewesen wären; sie zügelte in ihnen die Gefühle und ward, obgleich sie tiefe Wurzeln darin schlug, dennoch nicht geliebt. Die beiden Marien mußten entweder schwachsinnig werden, oder ihre Unabhängigkeit wünschen: es war ihr Wunsch, sich zu verheirathen, sobald sie nur einen Blick in die Welt thun und einige Ideen mit einander vergleichen konnten; aber ihre rührende Anmuth und ihren Werth kannten sie nicht. Wie hätten sie, da sie ihre eigene Aufrichtigkeit nicht kannten, die Welt kennen sollen? Sie waren ohne Waffen gegen das Unglück, wie ohne Erfahrung, um das Glück gehörig würdigen zu können. In der Tiefe dieses mütterlichen Kerkers schöpften sie nur Trost aus sich selbst. Die freundlichen Mittheilungen, die sie Abends einander mit leiser Stimme machten, oder die wenigen Worte, die sie mit einander wechselten, wenn die Mutter sie auf einen Augenblick verließ, enthielten mehr Ideen, als die Worte ausdrücken konnten. Oft war ein Blick, von aller Gegenwärtigen Augen ungesehen, durch den sie einander ihre Regungen mittheilten, gleichsam ein Gedicht bitterer Melancholie. Der Anblick des wolkenlosen Himmels, der Wohlduft der Blumen,

ein Spaziergang im Garten, Arm in Arm, enthielten für sie unsägliche Freuden. Die Vollendung einer Stickerei verschaffte ihnen ein unschuldiges Vergnügen. Die Gesellschaft ihrer Mutter, weit entfernt, ihrem Herzen irgend eine Hilfsquelle zu eröffnen oder ihren Geist zu reizen, konnte ihre Ideen nur verdüstern und ihre Gefühle nur vertrüben. Sie bestand aus alten, rechtlichen, hagern, anmuthlosen Frauen, deren Unterredung die Unterschiede, welche die Prediger und Gewissensräthe nüancirten, ihre kleinen Kränklichkeiten, und die geringfügigsten religiösen Begebnisse betraf, die nicht einmal von der „Quotidienne oder dem Freunde der Religion besprochen wurden. Was die Männer betrifft, so würden sie die Fackeln Amors ausgelöscht haben, so kalt und traurig resignirt waren ihre Gesichter. Sie waren sämmtlich in dem Alter, da der Mann verdrießlich und widrig ist, da seine Gefühlbarkeit nur noch bei Tische geübt wird, und sich nur mit den Dingen befaßt, die das Wohlsein betreffen. Der religiöse Egoismus hatte diese Herzen ausgetrocknet, die der Pflicht geweihet und hinter deren Ausübung verschanzt waren. Schweigsame Spielsitzungen füllten fast den ganzen Abend aus. Die beiden Kleinen, gleichsam in die Acht dieses hohen Rathes, welcher die mütterliche Strenge unterstütze, erklärt, fühlten, daß sie diese Personen mit hohlen Augen und verschrumpften Gesichtern haßten. Gegen die Finsterniß dieses Lebens stach ein einziges Mannsgesicht, das eines Musiklehrers, kräftig ab. Die Beichtväter hatten entschieden, die Musik sei eine christliche Kunst, in der katholischen Kirche geboren und durch sie entwickelt. Man erlaubte daher den beiden kleinen Mädchen die Musik zu erlernen. Eine Demoiselle mit Bril-

len, welche in einem benachbarten Kloster die Noten lehrte und auf dem Piano unterrichtete, ermüdete sie durch Uebungen. Als indeß die älteste Tochter das zehnte Jahr erreichte, bewies der Graf von Grandville die Nothwendigkeit, einen Lehrer anzunehmen. Frau von Grandville legte das ganze Gewicht des ehelichen Gehorsams auf dieses nothwendige Zugeständniß. Es liegt im Geiste der Betschwestern, die Erfüllung der Pflichten sich zum Verdienste anzurechnen.

Der Lehrer war ein katholischer Deutscher, einer jener altgeborenen Männer, die, selbst in ihrem achtzigsten Lebensjahre, erst vierzig Jahre alt sein werden. Sein hohles, runzelichtes, braunes Gesicht behielt etwas Kindliches, Naives in seinen schwarzen Tiefen. Das Blau der Unschuld belebte seine Augen und das fröhliche Lächeln des Frühlings wohnte auf seinen Lippen. Seine alten grauen Haare, natürlich geordnet, wie die Haare Christi auf alten Kirchenbildern, fügten zu seiner ohnehin ekstatischen Miene ich weiß nicht was? Feierliches hinzu, das über seinen Charakter täuschte, denn er würde eine Thorheit mit dem exemplarischsten Ernste begangen haben. Seine Kleidung war eine unentbehrliche Hülle, auf die er keine Sorgfalt verwendete. Sein Blick schweifte zu hoch in den Wolken, um sich jemals mit Materialitäten zu befassen. Dieser große, unbekannte Künstler gehörte also zu den liebenswürdigen Vergeßlichen, welche ihre Zeit und ihre Seele Andern widmen, wie sie ihre Handschuhe auf allen Tischen liegen und ihren Regenschirm an allen Thüren stehen lassen. Seine Hände gehörten zu denen, welche schmutzig sind, nachdem sie gewaschen worden. Sein alter, von seinen alten, gichtischen Beinen

schlechtgestützter Körper endlich zeigte, bis zu welchem Grade man diesen zur Nebensache der Seele machen kann und gehörte zu jenen Schöpfungen, die nur von einem Deutschen, Hoffmann in Berlin, dem Dichter dessen, das nicht zu existiren scheint und dennoch Leben hat, richtig geschildert worden sind. So war Schmucke, der ehemalige Kapellmeister des Grafen von Anspach, ein Weiser, der von einem geheimen Rathe von Frömmlern gemustert wurde, und an den man die Frage richtete: ob er Fastenspeise esse? Der Meister hatte große Lust zu antworten: „Sehen Sie mich an!“ Aber wie konnte er mit Frömmlern und jansenistischen Gewissensräthen scherzen?

Dieser apokryphe Greis nimmt eine zu bedeutende Stelle in dem Leben der beiden Marien ein, und sie faßten eine solche Freundschaft für diesen treuherzigen und großen Künstler, der sich damit begnügte, die Kunst zu begreifen, daß eine jede derselben nach ihrer Verheirathung ihm eine Leibrente von dreihundert Franks aussetzte — eine Summe, von der er die Kosten für seine Wohnung, seine Pfeife, sein Bier und seine Kleidung bestreiten konnte. Sechshundert Franks Renten und seine Unterrichtsstunden waren sein Eden. Schmucke hatte nur den Muth gehabt, diesen beiden verehrungswürdigen Jungfrauen, diesen beiden unter dem Schnee der mütterlichen Strenge und dem Eise der Andächtelei blühenden Herzen, seine Wünsche und seine Dürftigkeit anzuvertrauen. Dieser Zug erklärt Schmucke und die Kindlichkeit der beiden Marien.

Niemand wußte späterhin, welcher Abbé, welche alte Betschwester diesen in Paris verirrten Deutschen entdeckt hatte. Sobald die Mütter erfuhren, daß die Gräfin von

Grandville für ihre Töchter einen Musikmeister aufgefunden, so fragten sie alle nach seinem Namen und seiner Adresse, und Schmucke hatte bald in dreißig Häusern im Marais Unterricht zu geben.

Dieses späte Glück offenbarte sich durch Schuhe mit Schnallen von bronzirtem Stahle, die mit Pferdehaarsohlen ausgelegt waren, und durch öfter erneuerte Wäsche. Seine, durch eine edle und anständige Dürftigkeit lange Zeit gezügelte, natürliche Fröhlichkeit erschien wieder. Er ließ kleine Witze fallen, wie z. B. Mein Fräulein, die Katzen haben diese Nacht in Paris den Koth aufgeleckt, wenn die Abends vorher kothigen Straßen durch den Frost trocken geworden waren; aber er sprach dies in seinem deutsch-französischen Kauderwelsch: **Montemisselle, lé chas honte manché lâ gröttenne tan Bâri sti nouitte,** *) (Meine knädicke Freilein, die Katz ap dieser Nackt aufkeleckt in Paris die Kotte). Zufrieden, diesen beiden Engeln diese Art unter den Blumen seines Geistes ausgewählten Vergißmeinnicht zu bringen, nahm er, indem er es darbot, eine feine, geistreiche Miene an, welche den Spott entwaffnete. Er war so glücklich darüber, auf die Lippen seiner Schülerinnen, deren unglückliches Leben er begriff, ein Lächeln zu locken, daß er sich deßhalb ausdrücklich lächerlich gemacht haben würde, wenn er's nicht schon von Natur gewesen wäre. Er hätte,

*) Kein Deutscher radebrecht übrigens so abscheulich das Französische, wie es der Verfasser hier und im Verlaufe der Erzählung dem ehrlichen Schmucke in den Mund legt. Es ist kaum zu enträthseln! Dagegen würde die Redensart im französisch deutschen Kauderwelsch wenigstens so geklungen haben, wie es in der Parenthese angegeben. Man hat dergleichen in Deutschland zum Ekel gehört! Anm. d. Uebers.

nach einem schönen Ausdrucke des verstorbenen Saint-Martin, mit seinem himmlischen Lächeln Koth vergolden können.

Einer der edelsten Ideen der religiösen Erziehung gemäß, geleiteten die beiden Marien ihren Lehrer ehrerbietig bis an die Hausthür zurück. Dort sagten ihm die beiden armen Mädchen einige freundliche Worte, glücklich, diesen Mann glücklich zu machen. Nur gegen ihn konnten sie ihre Weiblichkeit zeigen!

Bis zu ihrer Verheirathung wurde also die Musik für sie ein zweites Leben in dem Leben, gleichwie, der Sage nach, der russische Bauer seine Träume für die Wirklichkeit, sein Leben aber für einen bösen Schlaf hält. Von dem Wunsche beseelt, sich gegen die Kleinlichkeiten, die auch sie an sich zu reißen droheten, gegen die verzehrenden, ascetischen Ideen zu schützen, stürzten sie sich mit aller Gewalt in die Schwierigkeiten der musikalischen Kunst. Die Melodie, Harmonie und Composition, diese drei Himmelstöchter, deren Chorus von diesem alten, musikberauschten, katholischen Faun geleitet wurde, belohnten sie für ihre Anstrengungen, und schufen ihnen ein Bollwerk aus ihren luftigen Tänzen. Mozart, Beethoven, Haydn, Paësiello, Cimarosa, Hummel und die untergeordneten Geister entwickelten in ihnen tausend Gefühle, die nicht über den züchtigen Kreis ihrer verschleierten Herzen hinausgingen, aber wohl in die Schöpfung drangen, wohin sie im rauschendsten Fluge eilten. Wenn sie einige Musikstücke fast bis zur Vollendung ausgeführt, so drückten sie einander die Hände und umarmten sich, hingerissen von der Macht der Töne. Der alte Musikmeister nannte sie seine beiden heiligen Cäcilien.

Erst von ihrem sechzehnten Jahre an, nur vier Male

jährlich und nur in drei ausgewählten Häusern, gingen die beiden Marien auf den Ball. Sie verließen die Seite ihrer Mutter nur, geharnischt mit so strengen Belehrungen über das von ihnen gegen ihre Tänzer zu beobachtende Benehmen, daß sie denselben nur Ja oder Nein antworten konnten. Das Auge der Gräfin verließ ihre Tochter nicht, und schien die Worte an der Bewegung der Lippen zu errathen. Die beiden Kleinen hatten untadelige Ballanzüge — langärmelige, bis unter das Kinn reichende Mousselinkleider. Dieser Anzug, der ihre Reize und ihre Schönheiten verschleierte, gab ihnen eine ungefähre Aehnlichkeit mit den ägyptischen Scheiden *) — es ragten aus diesen baumwollenen Blöcken zwei durch Melancholie köstliche Gesichter hervor. Sie wurden wüthend, wenn sie sich als die Gegenstände eines sanften Mitleids sahen. Wo ist die Frau, die — wenn auch noch so rein und aufrichtig — nicht wünschen sollte, Neid zu erregen? Keine gefährliche, krankhafte, oder nur zweideutige Idee befleckte also das weiße Mark ihres Gehirnes; ihre Herzen waren rein, ihre Hände erschrecklich roth, sie bersteten vor Gesundheit. Eva ging nicht reiner aus Gottes Händen, als diese beiden Mädchen, da sie die mütterliche Wohnung verließen, um mit der einfachen, aber furchtbaren Ermahnung, den Männern, bei denen sie die Nacht hindurch schlafen oder wachen sollten, in allen Stücken zu gehorchen, zur Mairie und zur Kirche gingen. Ihrer Meinung nach konnten sie es in dem fremden Hause, in das sie

*) Bedeutet in der Architektur ein Säulengestell, aus dem ein Kopf oder ein größerer Theil des Körpers hervorzugehen scheint. Die meisten Hermen oder Hermessäulen der Alten bestanden nur aus viereckten, unten spitz zulaufenden Säulen, deren Obertheil einen Hermeskopf trug.

deportirt wurden, nicht schlimmer haben, wie in dem mütterlichen Kloster.

Warum schützte der Vater dieser beiden Mädchen, der Graf von Grandville, jener große, gelehrte, untadelige, wenn gleich bisweilen durch die Politik fortgerissene Staatsdiener, diese beiden kleinen Wesen nicht gegen diesen zermalmenden Despotismus? Ach, einer merkwürdigen, nach den ersten sechs Jahren der Ehe getroffenen Uebereinkunft zufolge lebten sie in ihrem eigenen Hause getrennt von einander. Der Vater hatte sich die Erziehung seiner Söhne vorbehalten und seiner Frau die Erziehung der Töchter überlassen. Er sahe bei der Anwendung dieses unterdrückenden Systems mehr Gefahr für Mannspersonen, als für Frauenzimmer. Die beiden Marien, bestimmt, irgend eine Tyrannei — die der Ehe oder die der Liebe — zu tragen, verloren dabei weniger wie Knaben, deren Verstand frei bleiben mußte und deren Fähigkeiten unter dem gewaltsamen Drucke der zu allen ihren Consequenzen getriebenen, religiösen Ideen verschlechtert worden wären.

Von vier Schlachtopfern hatte der Graf zwei gerettet. Die Gräfin sah ihre Söhne, von denen der eine für die feste, der andere für die absetzbare Magistratur bestimmt war, für zu schlecht erzogen an, als daß sie ihnen die geringste Vertraulichkeit mit ihren Schwestern gestattet hätte. Der gemeinschaftliche Umgang dieser armen Kinder ward streng bewacht.

Wenn der Graf seine Söhne aus der Schule behielt, so hütete er sich wohl, sie im Hause zu lassen. Die beiden Knaben frühstückten mit ihrer Mutter und ihren Schwestern; dann machte ihnen der Vater irgend ein Vergnügen außer

dem Hause: der Restaurateur, die Theater, die Museen, zur angemessenen Zeit eine Fahrt auf's Land — damit belustigte sie der Vater. Mit Ausnahme der feierlichen Tage im Leben der Familie, wie z. B. die Geburtstage der Eltern, die Neujahrstage, die Tage, da die Preise vertheilt wurden, an denen die beiden Knaben im väterlichen Hause blieben und dort schliefen, aber sehr genirt waren und ihre Schwestern, die von der Mutter, welche sie nicht einen Augenblick allein ließ, überwacht wurden, nicht zu umarmen wagten, sahen die armen Mädchen ihre Brüder so selten, daß keine Verbindung zwischen ihnen stattfinden konnte.

An diesen Tagen hörte man bei jeder Gelegenheit die Fragen: „Wo ist Angelika?" — „Was macht Eugenia?" — „Wo sind meine Kinder?"

Wenn von ihren beiden Söhnen die Rede war, so hob die Gräfin ihre kalten, verweinten Augen zum Himmel, gleichwie wenn sie Gott hätte um Verzeihung bitten wollen, daß sie dieselben nicht der Unfrömmigkeit entrissen. Ihre Ausrufungen und Verschweigungen in Bezug auf dieselben waren eben so gut, wie die jammervollsten Klagelieder Jeremiä, und täuschten die beiden Schwestern, welche ihre Brüder für gottlos und auf ewig verloren hielten. Als seine Söhne achtzehn Jahre alt waren, gab ihnen der Graf zwei Zimmer in seiner Wohnung und ließ sie ihr jus studiren, indem er sie unter die Aufsicht eines Advocaten stellte, der sein Secretair war und den Auftrag hatte, sie in die Geheimnisse seines künftigen Standes einzuweihen. Die beiden Marien kannten die Geschwisterlichkeit nur in abstracto. Zur Zeit der Verheirathung ihrer Schwestern war der ältere Bruder Präsident an einem königlichen Provinzialgerichtshofe, der

andere Generalprocurator, und jedesmal verhinderte sie ein wichtiger Proceß, bei der Ceremonie gegenwärtig zu sein.

In vielen Familien ist das innere Leben, das man für vertraulich, einig, zusammenhängend halten konnte, eben so: die Brüder sind fern, mit ihrem Vermögen, ihrem Avancement beschäftigt, von dem Dienste des Vaterlandes in Anspruch genommen; die Töchter sind in den Wirbel der, den Ihrigen fremden, Familieninteressen gehüllt; alle Familienglieder leben also getrennt von einander, in gegenseitiger Vergessenheit und haben nur die schwachen Bande der Erinnerung, bis zu dem Momente, da der Stolz sie zurückruft, da das Interesse sie wieder versammelt und bisweilen ihre Herzen von einander trennt, wie es ihre Leiber gewesen waren. Eine lebende, in allen Stücken einige Familie ist eine seltene Ausnahme. Das moderne Gesetz hat, indem es die Familie durch die Familie vervielfältigt, das schrecklichste aller Uebel, den Individualismus geschaffen.

Mitten in der tiefen Einsamkeit, in welcher ihre Jugend verfloß, sahen Angelika und Eugenia selten ihren Vater, der übrigens in dem großen von seiner Frau im Erdgeschosse bewohnten Zimmer mit einer traurigen Miene erschien. Er behielt im Hause die ernste, feierliche Amtsmiene des fungirenden Staatsdieners bei. Als die beiden Mädchen über die Spiel- und Puppenjahre hinaus waren, als sie, gegen ihr zwölftes Lebensjahr, in dem Alter, da sie schon nicht mehr über den alten Schmucke lachten, ihre Vernunft zu gebrauchen begannen, bekamen sie eine Ahnung von den geheimen Sorgen, welche die Stirn des Grafen furchten; sie erkannten unter seiner strengen Maske die Spuren eines guten Naturells und eines herrlichen Charakters: sie begrif-

ſen, warum er der Religion in ſeinem Hauſe ihren Platz eingeräumt, und daß er in ſeinen Hoffnungen als Ehemann getäuſcht worden, gleich wie er in den zarteſten Fibern der Vaterſchaft — der Liebe der Väter zu ihren Töchtern — angegriffen war. Dergleichen Leiden rühren junge, der Zärtlichkeit entwöhnte Mädchen ungemein. Wenn ſie, die Arme gegenſeitig um ihre kleine Taille geſchlungen, mit einander im Garten luſtwandelten, ſo hielt ſie der Vater bisweilen in einem Gebüſche auf, und küßte ſie auf die Stirn. Seine Augen, ſein Mund und ſeine Phyſiognomie drückten dann das tiefſte Mitleid aus.

„Ihr ſeid nicht ſehr glücklich, meine Lieben,“ ſprach er; „aber ich werde Euch zu rechter Zeit verheirathen und zufrieden ſein, wenn ich Euch das Haus verlaſſen ſehe.“

„Väterchen,“ entgegnete Eugenia, „wir ſind entſchloſſen, den erſten Mann, der da kommt, zu heirathen.“

„Das ſind die bittern Früchte eines ſolchen Syſtems!“ rief er. „Man will Heilige machen und bekommt —“

Er redete nicht aus. Oft bemerkten die beiden Mädchen eine lebhafte Zärtlichkeit in dem Abſchiede, den der Vater von ihnen nahm, oder in ſeinen Blicken, wenn er zufällig zu Hauſe ſpeiſete. Dieſen Vater, den ſie ſo ſelten ſahen, beklagten ſie, und man liebt Diejenigen, die man beklagt.

Dieſe ſtrenge und religiöſe Erziehung ward die Urſache der Verheirathung dieſer beiden durch das Unglück an einander geketteten Schweſtern. Viele heirathsluſtige Männer ziehen ein im Kloſter erzogenes, mit Andacht vollgepfropftes Mädchen einem in der Weltſitte erzogenen Mädchen vor. Es giebt hier keinen Mittelweg: ein Mann muß ein ſehr

gebildetes Mädchen heirathen, das die Bekanntmachungen der Jouruale gelesen und commentirt, das mit tausend jungen Männern gewalzt und den Galop getanzt, das alle Schauspiele besucht, das Romane verschlungen, dem ein Tanzmeister die Kniee gebrochen, indem er sie auf die seinigen gestützt, das sich um Religion ganz und gar nicht bekümmert und sich selbst seine Moral geschaffen hat; oder er muß ein unwissendes, reines Mädchen, wie Maria Angelika und Maria Eugenia, zur Frau nehmen. Vielleicht läuft man bei beiden Mädchenarten gleiche Gefahr; aber die große Mehrheit der jungen Männer, welche nicht das Alter Arnulphs haben, nimmt doch lieber eine religiöse Agnes, wie eine Celimene im Grase.

Die beiden Marien, klein und schmächtig, hatten dieselbe Taille, denselben Fuß, dieselbe Hand. Eugenia, die jüngere, war blond wie ihre Mutter! Angelika war brünett wie der Vater, aber Beide hatten denselben Teint: eine Haut von jener Perlenmutterweiße, welche von Fülle und Reinheit des Blutes zeugt, marmorirt mit lebhaft gegen ein derbes Gewebe, wie das des Jasmins, abstechenden Farben, und, gleich diesem, fein, glatt und zart anzufühlen. Die blauen Augen Eugeniens, die braunen Augen Angelika's hatten einen Ausdruck naiver Sorglosigkeit, nicht vorher überlegten Erstaunens, trefflich wiedergegeben durch die anmuthige Weise, wie ihre Augäpfel in dem flüssigen Weiß des Auges schwammen. Sie waren wohlgebauet, ihre etwas magern Schultern mußten sich späterhin modelliren; ihr so lange verschleierter Busen setzte durch seine Vollkommenheit den Blick in Erstaunen, als ihre Männer sie baten, für den Ball Hals und Achseln zu entblößen. Beide Gatten ergötz-

ten sich nun an jener reizenden Schämigkeit, welche die beiden unwissenden Wesen anfänglich bei verschlossenen Thüren und einen ganzen Abend lang erröthen machten. In dem Momente, da diese Scene beginnt, da die ältere Schwester weinte und sich von der jüngern trösten ließ, waren ihre Hände und Arme milchweiß geworden; beide hatten gesäugt, die eine einen Knaben, die andere ein Mädchen.

Eugenien hatte die Mutter für sehr locker angesehen, und sie hatte ihre Aufmerksamkeit und Strenge gegen sie verdoppelt. In den Augen dieser gefürchteten Mutter schien Angelika, edel und stolz, eine Seele voll Exaltation zu haben, die sich schon ganz allein bewachen würde, während die schelmische Eugenia des Zügels zu bedürfen schien. Es giebt reizende, vom Schicksale verkannte Wesen, denen Alles in der Welt glücken müßte, die aber unglücklich, von einem bösen Genius gepeinigt, als Opfer unvorhergesehener Umstände leben. So war auch die unschuldige, fröhliche Eugenia beim Austritte aus dem mütterlichen Kerker unter den Despotismus eines Glückspilzes gerathen. Maria Angelika, zu den großen Kämpfen des Gefühls befähigt, war, den Zügel auf dem Halse, in die höchste Sphäre der Pariser Gesellschaft geworfen worden.

II. Vertrauliche Mittheilungen zweier Schwestern.

Frau von Vandenesse erlag offenbar unter der für ihre, nach sechsjähriger Ehe noch naive Seele zu schweren Last des Kummers. Sie lag, die Beine halb gebogen, den Körper geneigt, den Kopf wie verwirrt auf der Rücklehne der Causeuse. Nach einem kurzen Aufenthalte in der italienischen Oper zu ihrer Schwester geeilt, hatte sie in ihren Haarflechten noch einige Blumen, andere lagen, nebst ihren Handschuhen, ihrem seidenen Pelze, ihrem Muff und ihrer Kappe, zerstreuet auf dem Teppich umher. Glänzende, mit den Perlen auf ihrer weißen Brust vermischte Thränen, so wie ihre feuchten Augen, zeugten von sonderbaren Mittheilungen. War dies mitten unter diesem Luxus nicht erschrecklich? Napoleon sagte: „Nichts wird hienieden gestohlen, Alles wird bezahlt.“ Sie fühlte in sich nicht den Muth zu reden.

„Arme Schwester,“ sagte Madame du Tillet, „welche falsche Idee hast Du von meiner Ehe, daß es Dir einfallen konnte, mich um Hilfe zu bitten!“

Als die Gräfin diese Worte hörte, welche die Gewalt des Sturmes, den sie darin erregt hatte, aus der Tiefe des Schwesterherzens gerissen, gleichwie durch das Schmelzen des Schnee's, die in dem Bette der Gießbäche am festesten liegenden Steine aufgehoben werden, sah sie die Frau des Banquiers mit einer dummen Miene an, das Feuer des

Schreckens trocknete ihre Thränen und ihre Augen blieben starr.

„Bist Du denn also in einem Abgrunde, mein Engel?“ sprach sie mit leiser Stimme.

„Meine Leiden werden Deine Schmerzen nicht stillen.“

„Erzähle sie, theures Kind. Ich bin noch nicht Egoistin genug, um Dich nicht anzuhören! Wir leiden also wieder Beide, wie in unsrer Jugend!“

„Aber wir leiden getrennt von einander,“ entgegnete melancholisch die Banquiersfrau. „Wir leben in zwei feindseligen Gesellschaften. Ich gehe in die Tuileries, da Du nicht mehr dorthin gehest. Unsere Gatten gehören zu zwei einander entgegengesetzten Parteien: ich bin die Frau eines ehrgeizigen Geldwechslers, eines schlechten Menschen, meine Liebste! Du dagegen bist die Frau eines guten, edlen, herzigen Mannes! —“

„O, keine Vorwürfe!“ sprach die Gräfin. „Um mir dergleichen zu machen, müßte eine Frau die Langeweile und die Unannehmlichkeiten eines düstern, farblosen Lebens ertragen und dasselbe verlassen haben, um in das Paradies der Liebe einzugehen; sie müßte das Glück kennen, das man genießt, wenn man sein ganzes Leben bei einem Andern fühlt, wenn man die unendlichen Wallungen einer Dichterseele mit empfindet, doppelt lebt: mit ihm auf seinen Streifereien durch die Räume, in die Welt des Ehrgeizes gehen und kommen, durch seinen Kummer leiden, sich auf die Schwingen seiner unermeßlichen Freuden besteigen, sich auf einem großen Theater entfalten — und dies Alles, während man vor einer beobachtenden Welt ruhig, kalt, heiter ist. Ja, meine Liebe, man muß oft einen ganzen

Ocean in seinem Herzen haben, wenn man, wie wir es hier am Kamine sind, bei sich zu Hause auf einem Ruhebette sitzt. Welch' ein Glück indeß, in jeglicher Minute ein ungeheures Interesse zu haben, das die Fibern des Herzens ausdehnt und vervielfältigt, gegen nichts kalt zu sein, sein Leben an einen Spaziergang geknüpft zu sehen, wo man, mitten in dem großen Haufen ein funkelndes Auge, das die Sonne erbleichen macht, sehen wird; durch eine Verspätung aufgeregt zu werden, Lust zu haben, einen Lästigen zu tödten, der einen jener seltenen Momente stiehlt, da das Glück in den kleinsten Adern schlägt. Welche Wonne, endlich zu leben! Ach, Theure, zu leben, wenn so viele Frauen auf den Knieen um Wallungen bitten, die sie fliehen! Bedenke, mein Kind, daß es für solche Gedichte nur eine Zeit giebt — die Jugend! In einigen Jahren kommt der Winter, die Kälte! Ach, wenn Du diese lebenden Schätze besäßest und in Gefahr sie zu verlieren wärest, so —“

Madame du Tillet erschrak, als sie diese furchtbaren Worte hörte und bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen.

„Es ist mir nicht eingefallen, Dir den leisesten Vorwurf zu machen, geliebte Schwester,“ sprach sie endlich, als sie das Gesicht der Gräfin von heißen Thränen überströmt sah. „Du hast eben in einem einzigen Momente mehr Brände in meine Seele geworfen, als meine Thränen ausgelöscht haben. Ja, das Leben, das ich führe, würde in meinem Herzen eine solche Liebe, wie Du sie mir eben geschildert, rechtfertigen. Laß mich glauben, daß wir, hätten wir einander öfter gesprochen, nicht auf dem Punkte sein würden, auf welchem wir sind. Hättest Du meine Leiden gekannt, so würdest Du Dein Glück gehörig gewürdigt, mich

vielleicht zum Widerstande ermuthigt haben und ich würde glücklich sein. Dein Unglück ist ein Unfall, dem ein Zufall abhelfen wird; mein Unglück ist allaugenblicklich. Für meinen Mann bin ich der Mantelträger seines Luxus, das Schild seiner ehrgeizigen Bestrebungen, das Opfer einer seiner prahlerischen Vergnügungen. Er hat weder wahre Zuneigung noch Vertrauen zu mir. Ferdinand ist trocken und geglättet, wie dieser Marmor," fuhr sie fort, indem sie auf den Mantel des Kamins klopfte. „Er mißtrauet mir. Alles, was ich für mich selbst verlangen könnte, ist schon im Voraus verweigert; aber in Betreff dessen, was ihm schmeichelt und seinen Reichthum verkündet, brauche ich nicht einmal zu wünschen; er verziert meine Zimmer, er giebt ungeheure Summen für meine Tafel, meine Dienerschaft, meine Logen im Theater aus; alles Außenwerk ist nach dem feinsten Geschmacke. Seine Eitelkeit spart nichts, er wird die Windeln seiner Kinder mit Spitzen besetzen lassen, aber nicht ihr Schreien hören, nicht ihre Bedürfnisse errathen! Begreifst Du mich? Wenn ich zu Hofe oder in die Stadt gehe, bin ich mit Diamanten bedeckt, trage den reichsten Putz, verfüge aber über keinen Heller. Madame du Tillet, die vielleicht wohl Neid und Eifersucht erregt, die glücklich zu sein und in Golde zu schwimmen scheint, hat keine hundert Franks für sich. Wenn sich der Vater nicht um seine Kinder bekümmert, so bekümmert er sich noch weniger um ihre Mutter! O, er hat es mich sehr hart fühlen lassen, daß er mich bezahlt hat, und ihm mein persönliches Vermögen, über das ich nicht verfüge, entrissen worden! Wenn ich mich bloß zu seiner Geliebten zu machen brauchte, so verführte ich ihn vielleicht; aber ich leide durch einen frem-

den Einfluß, durch den einer Notarswittwe, eines mehr als funfzigjährigen Weibes, das Prätensionen hat und ihn beherrscht. Ich fühle es, ich werde nur bei seinem Tode frei werden. Hier ist mein Leben geregelt, wie das einer Königin: man schellt zu meinem Frühstück und meinem Diner, wie in Deinem Schlosse; ich verlasse unfehlbar zu einer bestimmten Stunde mein Zimmer, um mich in das Wäldchen von Boulogne zu begeben; ich werde stets von zwei Bedienten in Livree begleitet und muß zu der bestimmten Stunde wieder zu Hause sein. Anstatt Befehle zu geben, bekomme ich dergleichen. Auf dem Balle, im Theater sagt ein Diener zu mir: „Der Wagen der gnädigen Frau ist vorgefahren," und ich muß oft mitten in meinem Vergnügen wegfahren. Ferdinand würde ärgerlich werden, wenn ich nicht der für seine Frau geschaffenen Etiquette gehorchte, und ich fürchte mich vor ihm. Mitten in diesem verwünschten Reichthume habe ich Kummer und finde, daß meine Mutter eine gute Mutter war, denn sie überließ uns doch die Nacht, und ich konnte mit Dir plaudern; kurz, ich lebte in der Nähe eines Wesens, das mich liebte und mit mir litt, während ich hier, in diesem prunkvollen Hause, mitten in einer Einöde bin."

Bei diesem furchtbaren Geständnisse ergriff nun ihrerseits die Gräfin ihrer Schwester Hand und küßte sie weinend.

„Wie kann ich Dir helfen?" sagte Eugenia leise. „Wenn er uns überraschte, so würde er Mißtrauen fassen und wissen wollen, was Du mir seit einer Stunde gesagt; ich müßte ihm etwas vorlügen, und dies hält bei einem schlauen, verrätherischen Manne sehr schwer; er würde mir Schlingen legen. Doch schweigen wir von meinen Leiden

und denken lieber an Dich; Deine vierzigtausend Franks, liebe Schwester, würden für Ferdinand nichts sein; er und ein anderer dicker Banquier, der Baron von Nucingen, setzen Millionen um. Bisweilen bin ich bei Diners gegenwärtig, bei denen sie Dinge sprechen, daß man aus der Haut fahren möchte. Du Tillet kennt meine Rechtlichkeit als Frau und man spricht in meiner Gegenwart, ohne sich Zwang anzuthun; man ist von meiner Verschwiegenheit überzeugt. Nun, die Meucheleien auf den Heerstraßen scheinen mir, im Vergleiche mit manchen Finanzcombinationen noch Acte der Barmherzigkeit zu sein. Nucingen und er kümmern sich nicht mehr darum, die Leute zu ruiniren, wie ich mich um die Verschwendungen ihrer Tafeln kümmere. Oft besuchen mich arme Gimpel, deren Rechnung ich am Abende vorher habe abschließen hören, und die sich in Geschäfte stürzen, bei denen sie ihr Vermögen zusetzen müssen; ich habe dann wohl Lust, ihnen, wie Leonarde in der Höhle der Räuber, zuzurufen: „Nehmt Euch in Acht!“ aber was würde dann aus mir werden? Ich schweige. Dieses prunkvolle Hôtel ist ein Räuberneſt, und du Tillet und Nucingen werfen zur Befriedigung ihrer Launen die Tausendfranksbillets mit vollen Händen um sich. Ferdinand kauft in Tillet die Stelle des ehemaligen Schlosses, um ein neues darauf zu erbauen; er will einen Wald und herrliche Ländereien dabei legen, denn er rechnet darauf, daß sein Sohn Graf und er in der dritten Generation adelig werden wird. Nucingen, der seines Hôtels in der Straße Saint-Lazare überdrüssig ist, erbauet einen Palast. Seine Frau ist eine meiner Freundinnen. — Ah!“ rief sie, „diese wird uns nützlich sein können, sie ist dreist gegen

ihren Mann und verfügt über sein Vermögen; sie wird Dich retten!“

„Mein Miezchen,“ sprach die Gräfin, sich weinend in der Schwester Arme werfend, „ich habe nur noch einige Stunden Zeit; laß uns heute Abend noch, sogleich dahingehen.“

„Kann ich denn um elf Uhr Abends ausgehen?“

„Mein Wagen ist da.“

„Was complotirt Ihr da?“ sprach du Tillet, die Thür des Boudoirs aufstoßend.

Er zeigte den beiden Schwestern ein mildes, von erheuchelter Freundlichkeit glänzendes Gesicht. Wegen der Weichheit der Teppiche hatten sie seine Tritte, und wegen ihres wichtigen Gespräches das Geräusch nicht gehört, welches du Tillets Wagen machte, als er nach Hause kam. Die Gräfin, bei welcher der Umgang mit der Welt und die Freiheit, die ihr Felix ließ, den Geist der Schlauheit entwickelt hatte, der bei ihrer Schwester durch den ehelichen Despotismus, welcher den der Mutter fortsetzte, noch gezügelt war, bemerkte bei Eugenien einen Schrecken, der auf dem Punkte war, sich zu verrathen und rettete sie durch eine freie Antwort.

„Ich hielt meine Schwester für reicher wie sie ist,“ entgegnete die Gräfin, ihren Schwager ansehend. „Die Frauen sind oft in Verlegenheiten, mit denen sie ihre Männer nicht langweilen wollen, wie Josephine mit Napoleon, und ich hatte eben meine Schwester um einen Dienst gebeten.“

„Sie kann Ihnen denselben leicht erweisen, liebe

Schwester. Angelika ist sehr reich," antwortete du Tillet mit bittersüßem Gesicht.

„Sie ist's nur für Sie, lieber Bruder," entgegnete die Gräfin.

„Was wünschen Sie?" fragte du Tillet, dem es nicht unlieb war, seine Schwester fassen zu können.

„Einfältiger, habe ich Ihnen nicht gesagt, daß wir unsere Männer nicht mit unsern Angelegenheiten behelligen wollen," entgegnete klüglich die Gräfin, welche begriff, daß sie sich in die Gewalt des Mannes geben würde, den ihr glücklicherweise ihre Schwester eben geschildert hatte. „Ich werde meine Schwester morgen abholen."

„Morgen nicht," antwortete der Wechsler kalt. „Madame du Tillet speiset morgen bei einem künftigen Pair von Frankreich, dem Barone von Nucingen, der mir seine Stelle in der Deputirtenkammer überläßt."

„Erlauben Sie nicht, daß sie meine Loge in der Oper annimmt?" sagte die Gräfin, ohne auch nur einen Blick mit ihrer Schwester zu wechseln, so sehr fürchtete sie, dieselbe möchte sich verrathen.

„Sie hat die ihrige, liebe Schwester," sagte du Tillet gereizt.

„Nun wohl, so werde ich sie darin besuchen!" entgegnete die Gräfin.

„Das wird das erste Mal sein, daß Sie uns diese Ehre erweisen," sprach du Tillet.

Die Gräfin fühlte den Vorwurf und fing an zu lachen.

„Sein Sie ruhig, man wird Ihnen dieses Mal keine Kosten machen!" rief sie. „Adieu, meine Theure!"

„Die Naseweise!" rief du Tillet, indem er die aus dem

Kopfputze der Gräfin gefallenen Blumen aufraffte. „Sie sollten dies studiren," sprach er zu seiner Frau. „Ich möchte sie gern in der großen Welt eben so impertinent sehen, wie es Ihre Schwester in diesem Augenblicke hier gewesen ist. Sie haben eine bürgerliche, einfältige Miene, die mich zur Verzweiflung bringt. Aber, Madame, was haben Sie Beide denn hier vorgehabt?" fragte er nach einer Pause, indem er die Blumen zeigte. „Was giebt's denn, daß Ihre Schwester morgen in Ihre Loge kommen will?"

Die arme Sklavin schützte Müdigkeit vor, und entfernte sich, um sich auskleiden zu lassen, weil sie ein Verhör fürchtete. Du Tillet aber faßte seine Frau beim Arme, schob sie vor sich her unter das Feuer der Kerzen, welche in zwei kostbaren Armleuchtern von vergoldetem Silber brannten, und senkte seinen hellen Blick in die Augen seiner Frau.

„Ihre Schwester ist hierher gekommen, um vierzigtausend Franks zu borgen, welche ihr Buhle schuldig ist, der binnen hier und drei Tagen in der Straße Clichy wie eine Kostbarkeit eingeschachtelt werden wird. —"

Die arme Frau ward von einem nervösen Zittern ergriffen; aber sie unterdrückte es.

„Sie haben mich erschreckt," sprach sie. „Aber meine Schwester ist zu gut erzogen, sie liebt ihren Mann zu sehr, um einen Buhlen zu haben."

„Gerade das Gegentheil," antwortete er. „Die Mädchen, die, wie Sie, im Zwange und in religiösen Uebungen erzogen worden, dursten nach Freiheit, sehnen sich nach dem Glücke, und das Glück, dessen sie genießen, ist niemals so

groß, nie so schön, wie das, welches sie sich geträumt haben. Dergleichen Mädchen werden schlechte Frauen."

„Mir mögen Sie sagen, was Sie wollen," sprach die arme Eugenia im Tone bittern Spottes; „aber respectiren Sie meine Schwester. Die Gräfin von Vandenesse ist zu glücklich, ihr Mann läßt ihr zu viel Freiheit, als daß sie ihm nicht gänzlich ergeben sein sollte. Wenn Ihre Vermuthung übrigens auch wahr wäre, so würde sie mir es doch nicht gesagt haben."

„Das mag sein," sprach du Tillet. „Ich verbiete Ihnen, in dieser Sache das Geringste zu thun. Es liegt mir sehr viel daran, daß dieser Mensch ins Gefängniß kommt. Richten Sie sich darnach."

Madame du Tillet entfernte sich.

„Sie wird mir ohne Zweifel ungehorsam sein, und ich werde, indem ich sie überwache, Alles erfahren können, was sie vornehmen," sprach du Tillet zu sich selbst. „Diese armen Thörinnen wollen mit uns kämpfen."

Die Mittheilung, welche die Gräfin von Vandenesse ihrer Schwester gemacht, hing mit zu vielen Punkten ihrer Geschichte seit sechs Jahren zusammen, daß wir nothwendig eine gedrängte Erzählung derselben vorausschicken müssen, wenn Alles verständlich sein soll.

III. Geschichte einer glücklichen Frau.

Zu den bemerkenswerthen Männern, deren Schicksal die Restauration bestimmte und denen dieselbe, zu ihrem eigenen Nachtheile, mit Martignac zugleich die Kenntniß der Regierungsgeheimnisse entzog, gehörte auch Felix von Vandenesse, der, gleich mehreren Andern, in den letzten Tagen der Herrschaft Karls X. in die Pairskammer versetzt wurde. Dieser, obgleich in seinen Augen nur momentane Beweis der Ungnade, machte, daß er ans Heirathen dachte, wozu ihn, wie viele Männer, eine Art Ekel vor Liebesabenteuern, jenen thörichten Freuden der Jugend, geneigt machte. Im socialen Leben giebt es einen höchsten Moment, da es in seiner ernsten Würde erscheint. Felix von Vandenesse war abwechselnd glücklich und unglücklich gewesen, jedoch öfter unglücklich, wie die Männer, die, von ihrem Eintritte in die Welt an, der Liebe unter ihrer schönsten Form begegnen. Diese Privilegirten werden wunderlich und verlangen viel; nachdem sie indeß das Leben erprobt und die Charaktere verglichen haben, kommen sie dahin, daß sie sich mit einem Beinahe begnügen und sich in eine unbedingte Nachsichtigkeit flüchten. Man täuscht sie nicht, und sie enttäuschen sich nicht mehr; sie legen Grazie in ihte Resignation; sie sind auf Alles gefaßt, und leiden deßhalb weniger.

Felix konnte indeß noch für einen der hübschesten und

angenehmsten Männer in Paris gelten. Bei den Frauen war er besonders durch eins der schönsten Wesen dieses Jahrhunderts, das, wie man sagte, seinetwegen vor Schmerz und Liebe gestorben, empfohlen worden, ganz vorzüglich aber hatte ihn die schöne Lady Dudley gebildet. In den Augen vieler Pariserinnen war Felix also ein Romanheld, und mehrere Eroberungen hatte er allem dem Bösen, das man ihm nachsagte, zu verdanken gehabt.

Frau von Manerville hatte die Liste seiner Liebschaften geschlossen. Ohne ein Don Juan zu sein, hatte ihn die verliebte Welt eben so entzaubert, wie die politische. Er verzweifelte daran, jemals das Ideal von Frau und Liebe anzutreffen, deren Typus zu seinem Unglücke seine Jugend erhellet, beherrscht hatte.

Der Graf Felix war ungefähr dreißig Jahre alt, als er beschloß, der Langeweile, die ihm seine glücklichen Liebschaften machten, durch die Ehe ein Ziel zu setzen. Im Punkte der Ehe stand sein Entschluß fest: er wollte eine im strengsten Katholicismus erzogene Jungfrau. Die bloße Schilderung der Erziehung, welche die Gräfin von Grandville ihren Töchtern gab, bestimmte ihn schon, um die Hand der ältesten zu werben. Er selbst hatte den Despotismus einer Mutter ertragen und erinnerte sich noch deutlich genug seiner harten Jugend, um durch die Verstellungen der weiblichen Schämigkeit hindurch den Zustand zu erkennen, in den das Joch das Herz einer Jungfrau versetzt haben konnte: ob es verdrießlich, erbittert, empört geworden, oder ruhig, liebenswürdig, bereit, sich schönen Gefühlen zu öffnen, geblieben. Die Tyrannei erzeugt zwei einander entgegengesetzte Wirkungen, deren Symbole in zwei großen Figuren

der Sklaverei des Alterthums existiren: Epiktet und Spartacus, der Haß und seine schlechten Gesinnungen — die Resignation und ihre christliche Zärtlichkeit. Der Graf von Vandenesse erkannte sich selbst wieder in Maria Angelika von Grandville.

Indem er eine naive, unschuldige und reine Jungfrau zur Gattin nahm, hatte er als junger Greis, der er war, beschlossen, das väterliche Gefühl mit dem ehelichen zu vermischen. Er fühlte, daß die Welt und die Politik sein Herz ausgetrocknet; er wußte, daß er im Begriffe war, die Reste eines abgenutzten Lebens zum Austausche gegen ein aufblühendes Leben zu geben, daß er neben die Blüthen des Frühlings das Eis des Winters, die eisgraue Erfahrung neben die geputzte, sorglose Unerfahrenheit setzen würde. Nachdem er also seine Lage vernünftig überdacht, bezog er seine ehelichen Quartiere mit reichen Vorräthen. Nachsichtigkeit und Vertrauen waren die beiden Anker, an die er sich anklammerte. Die Familienmütter sollten solche Männer für ihre Töchter aussuchen: der Geist ist Beschützer, wie es die Gottheit ist; die Entzauberung ist scharfsichtig wie ein Chirurg; die Erfahrung ist vorsichtig und behutsam wie eine Mutter. Diese drei Stücke sind die theologischen Tugenden der Ehe. Die ausgesuchtesten Genüsse, welche Felix von Vandenesse als reicher, vornehmer und eleganter Mann kennen gelernt, die Lehren der hohen Politik, die in seinem abwechselnd beschäftigten, denkenden, literarischen Leben gesammelten Erfahrungen, alle seine Kräfte wurden aufgeboten, seine Frau glücklich zu machen, und er gebrauchte hierbei seinen Geist. Bei dem Ausgange aus dem mütterlichen Fegefeuer stieg also Maria Angelika plötzlich

in das eheliche Paradies hinauf, das ihr Felix in der Straße du Rocher, in einem Hôtel bereitet hatte, wo die geringsten Dinge nach Aristokratie dufteten, wo aber der Firniß der guten Gesellschaft dem harmonischen Sichgehenlassen, das die jungen, liebenden Herzen wünschen, nicht hinderlich war.

Maria Angelika schlürfte nun die Genüsse des materiellen Lebens in vollen Zügen ein. Zwei Jahre lang machte sich ihr Mann zu ihrem Intendanten. Felix erklärte ihr langsam und mit vieler Kunst die Dinge des Lebens, weihete sie stufenweise in die Geheimnisse der hohen Gesellschaft ein, lehrte sie die Genealogie aller adeligen Häuser, unterrichtete sie in der Weltkenntniß, leitete sie in der Kunst der Toilette und der Unterhaltung, führte sie von Theater zu Theater und ließ sie einen Cursus der Literatur und Geschichte machen. Er vollendete sein Erziehungswerk mit der Sorgfalt eines Liebenden, eines Vaters, eines Lehrers, eines Gatten, aber mit einer wohlverstandenen Nüchternheit ging er sparsam mit den Genüssen und Lectionen um, ohne die religiösen Gefühle zu vernichten. Kurz, er führte sein Unternehmen höchst meisterhaft aus. Nach vier Jahren hatte er das Glück, aus der Gräfin von Vandenesse eine der liebenswürdigsten, bemerkenswerthesten Frauen der jetzigen Zeit gebildet zu haben. Maria Angelika hatte für Felix gerade eben das Gefühl, welches ihr Felix einzuflößen wünschte: eine wahrhafte Freundschaft, eine aufrichtige Erkenntlichkeit, eine schwesterliche Liebe, in die sich zu rechter Zeit eine edle und würdige Zärtlichkeit mischte, wie sie zwischen Mann und Frau herrschen muß. Sie war Mutter, und zwar eine gute Mutter. Felix fesselte daher seine Frau durch alle möglichen Bande an sich, ohne daß er das Ansehen hatte, als kne-

bele er sie, indem er, um eines ungetrübten Glückes zu genießen, auf die Reize der Gewohnheit rechnete.

Nur die in der Lebensklugheit geübtesten Männer, welche den Kreis der politischen und verliebten Enttäuschungen durchlaufen sind, können diese Wissenschaft haben und sich so benehmen. Felix fand übrigens in seinem Werke die Genüsse, welche die Maler, die Schriftsteller, die Architekten, die Monumente errichten, in ihren Werken finden. Er genoß doppelt, indem er sich mit dem Werke beschäftigte und den glücklichen Erfolg sahe, und indem er seine gebildete und naive, geistreiche und natürliche, liebenswürdige und keusche, jungfräuliche und mütterliche, völlig freie und gefesselte Frau bewunderte.

Die Geschichte der glücklichen Ehen ist wie die der glücklichen Völker; man schreibt sie in zwei Zeilen, sie hat nichts Literarisches. So wie das Glück sich nur durch sich selbst erklärt, so können auch diese vier Jahre nichts liefern, was nicht zart, wie die Leinblütfarbe der ewigen Liebe, fade wie Manna, und ergötzlich wie der Roman „Asträa,“ wäre.

Im Jahre 1833 war das von Felix verkittete Gebäude des Glücks in seinen Grundfesten untergraben, ohne daß er sich dessen versahe, dem Einsturze nahe. Das Herz einer fünfundzwanzigjährigen Frau ist nicht mehr das eines achtzehnjährigen Mädchens, so wie das Herz einer vierzigjährigen Frau nicht mehr das einer dreißigjährigen Frau ist. Es giebt vier verschiedene Alter im Leben einer Frau. Jedes Alter schafft eine neue Frau.

Vandenesse kannte ohne Zweifel die Gesetze dieser Umbildungen, die von unsern modernen Sitten herrühren; aber

er vergaß sie, gleichwie der stärkste Grammatiker bei der Verfertigung eines Buches die Regeln vergessen kann, wie auf dem Schlachtfelde, mitten im Feuer, zufällig von der Oertlichkeit gefangen, der größte Feldherr eine absolute Regel der Kriegskunst vergißt. Der Mann, welcher den Gedanken beständig der That einprägen kann, ist ein Mann von Genie; aber der Mann, der das meiste Genie hat, entfaltet dasselbe nicht in jedem Augenblicke — er würde sonst Gotte zu ähnlich sein. Nach vier Jahren dieses Lebens hatte, ohne einen Seelenzwist, ohne ein Wort, das den leisesten Mißklang in diesem lieblichen Gefühlseinklange erzeugte, indem sie sich, wie eine schöne Pflanze in einem guten Boden, unter den Liebkosungen einer schönen Sonne, die mitten an einem stets wolkenleeren Himmel strahlte, vollständig entwickelt fühlte, gleichsam eine ernste Betrachtung über sich selbst angestellt.

Diese Krisis ihres Lebens, der Gegenstand dieser Scene, würde ohne Erklärungen, die in den Augen der Frauen die Fehltritte dieser jungen Gräfin, die als Frau eben so glücklich war, denn als Mutter, und die auf den ersten Blick entschuldigungslos erscheinen muß, vielleicht mildern, unbegreiflich sein. Das Leben resultirt aus dem Spiele zweier einander entgegengesetzter Principien: fehlt das eine, so leidet das andere. Dadurch, daß Vandenesse Alles befriedigte, hatte er das Begehren unterdrückt, diesen König der Schöpfung, der eine ungeheure Summe der moralischen Kräfte gebraucht. Die höchste Hitze, das äußerste Unglück, das vollständige Glück, alle absoluten Principien stehen auf erzeugnißlosen Räumen; sie sind allein, sie ersticken, was nicht sie ist. Vandenesse war keine Frau, und die Frauen allein

verstehen es, dem Glücke Abwechselung und Mannichfaltigkeit zu geben. Daraus gehen ihre Coquetterie, ihre Weigerungen, ihre Besorgnisse, ihre Zänkereien und die klugen, geistreichen Possen hervor, durch welche sie am Morgen in Frage stellen, was Abends zuvor gar keinem Zweifel unterworfen war. Die Männer können durch ihre Beständigkeit ermüden, die Frauen nie.

Vandenesse war eine zu gute Natur, als daß er eine geliebte Frau absichtlich hätte quälen sollen. Das Problem der ewigen Glückseligkeit ist eins von denen, deren Lösung sich Gott für das andere Leben aufbehalten hat; hienieden aber haben erhabene Dichter die Leser mit der Schilderung des Paradieses beständig gelangweilt. Dante's Klippe war auch die Klippe unsres Vandenesse. — Ehre dem unglücklichen Muthe! Seine Frau fand zuletzt einige Eintönigkeit in einem so gut eingerichteten Eden. Dieses vollkommene Glück, das die erste Frau im Paradiese genossen, ward ihr widerlich, wie es uns die Süßigkeiten mit der Zeit zu werden pflegen, und erregte bei ihr, wie bei Rivarol, als Florian las, den Wunsch, in dem Schafstalle auch einmal einen Wolf anzutreffen. Dies schien zu allen Zeiten die Bedeutung der Schlange zu sein, an die sich Eva wahrscheinlich aus Langeweile wandte. Diese Moral könnte in den Augen der Protestanten, welche die Genesis ernstlicher nehmen, wie die Juden selbst, gewagt erscheinen: die Lage der Frau von Vandenesse wird also ohne biblische Figuren erklärlich werden.

Die Gräfin fühlte in ihrer Seele eine unermeßliche Kraft, ohne Anwendung. Ihr Glück machte sie nicht leiden; es ging ohne Sorgen und Unruhe seinen Weg, sie zitterte

nicht, es zu verlieren, es war immer da, zeigte sich jeden Morgen mit demselben Blau, demselben Lächeln, demselben freundlichen Gruße. Die Fläche dieses klaren See's ward durch keinen Wind, nicht einmal durch den Zephyr, bewegt, sie hätte dieselbe gern gewellt gesehen. Ihr Wunsch enthielt, ich weiß nicht, was Kindliches? das ihr zur Entschuldigung hätte dienen können; aber die Societät ist eben nicht nachsichtiger, wie es der Gott der Genesis war. Die Gräfin, welche geistreich geworden, begriff recht gut, daß dieses Gefühl ihr liebes Männchen beleidigen mußte, und fand es abscheulich, ihm dasselbe mitzutheilen. In ihrer Einfalt hatte sie kein anderes Liebeswort erfunden; sie war nicht bis zu jener Sprache der Uebertreibung gelangt, welche die Liebe ihre Opfer mitten in den Flammen des Altares lehrt.

Glücklich über diese achtungswerthe Zurückhaltung, hielt Vandenesse durch seine klugen Berechnungen seine Frau in den gemäßigten Regionen der ehelichen Liebe. Dieser Mustergatte fand übrigens die Hilfsquellen des Charlatanismus, die ihn größer gemacht, die ihm Herzensbelohnungen verschafft haben würden, einer edlen Seele unwürdig; er wollte durch sich selbst gefallen und den Kunstmitteln des Glückes und Reichthums nichts verdanken. Die Gräfin Maria lächelte, wenn sie im Wäldchen von Boulogne eine unvollständige oder schlecht bespannte Equipage sahe; ihre Augen wandten sich dann wohlgefällig auf die ihrige, deren Pferde ein englisches Ansehen und sich, jedes in gehöriger Entfernung von dem andern, in ihrem Geschirre frei bewegten. Felix ließ sich nicht so weit herab, die Früchte der Mühe zu sammeln, welche er sich gab; seine Frau fand

seinen Luxus und guten Geschmack natürlich; sie wußte es ihm nicht im Geringsten Dank, daß Eihre igenliebe niemals litt. Uebrigens war es mit Allem so. Die Güte ist nicht ohne Klippen, man schreibt sie dem Charakter zu und will selten darin die geheimen Anstrengungen einer schönen Seele sehen, während man die schlechten Menschen für das Böse belohnt, das sie nicht thun.

Um jene Zeit war Frau Felix von Vandenesse zu einem Grade der Weltbildung gelangt, der ihr gestattete, die ziemlich unbedeutende Rolle einer schüchternen, beobachtenden, zuhorchenden Comparsin aufzugeben, welche, wie man sagt, Giulia Grisi einige Zeit lang in den Chören auf dem Theater della Scala in Mailand spielte. Die Gräfin fühlte sich fähig, in der Rolle einer Primadonna aufzutreten, und wagte dies mehrere Male. Zur großen Freude ihres Mannes mischte sie sich in die Unterhaltung. Sinnreiche Antworten und feine Bemerkungen, durch den Umgang mit ihrem Manne in ihren Geist gestreuet, machten sie bemerkbar, und der glückliche Erfolg ermuthigte sie. Vandenesse, dem man bereits zugestanden, daß seine Frau hübsch sei, ward entzückt, als sie geistreich erschien.

Bei der Rückkunft vom Balle, aus dem Concerte, aus der Gesellschaft, wo Maria geglänzt hatte, nahm sie, wenn sie ihren Putz ablegte, eine kleine freundliche und freie Miene an, um zu Felix zu sagen: „Sind Sie heute Abend mit mir zufrieden gewesen?“

Die Gräfin erregte bei einigen Frauen Eifersucht, unter andern bei der Schwester ihres Mannes, der Marquise von Listomère, die bis jetzt ihre Patronin gewesen war, indem sie geglaubt hatte, einen Schatten zu beschützen, der

bestimmt sei, sie hervorzuheben. Eine Gräfin, Namens Marie, schön, geistreich und tugendhaft, musikalisch und wenig coquett — welche Beute für die Welt! Felix zählte in der Gesellschaft mehrere Frauen, mit denen er gebrochen oder die ihn verlassen hatten, die aber gegen seine Ehe nicht gleichgültig waren. Als diese Frauen in der Gräfin von Vandenesse eine kleine Frau mit rothen Händen sahen, die um sich selbst sehr in Verlegenheit war, wenig sprach, und nicht das Ansehen hatte, viel zu denken, glaubten sie sich sattsam gerächt.

Die Unfälle des Jahres 1830 kamen, die Gesellschaft war zwei Jahre lang aufgelöset. Die reichen Leute gingen während des Ungewitters auf ihre Güter oder reiseten in Europa herum, und die Salons wurden erst im Jahre 1833 wieder eröffnet. Die Vorstadt Saint=Germain schmollte, betrachtete aber mehrere Häuser, wie z. B. das des österreichischen Gesandten, als neutrale Gebiete: die legitimistische und die neue Societät, repräsentirt durch ihre elegantesten Häupter, begegneten dort einander.

Durch tausend Bande des Herzens und der Dankbarkeit an die verbannte Familie gekettet, aber stark durch seine Ueberzeugungen, hielt sich Vandenesse nicht für verpflichtet, die albernen Uebertreibungen seiner Partei nachzuahmen. Im Augenblicke der Gefahr hatte er seine Pflicht gethan, indem er, sein Leben wagend, die Volkswogen getheilt, um gütliche Unterhandlungen in Vorschlag zu bringen. Er führte seine Frau also in die Gesellschaft, wo seine Treue nie compromittirt werden konnte. Die alten Freunde des Grafen fanden in der eleganten, geistreichen, sanften Gräfin, die, mit den ausgesuchtesten Manieren der weiblichen

Aristokratie sich selbst einführte, nur schwer die Neuvermählte wieder. Die Frauen von Espard, von Manerville, Lady Dudley und einige andere, minder bekannte fühlten in der Tiefe ihres Herzens Schlangen erwachen, hörten das sanfte Zischen des erzürnten Stolzes und wurden eifersüchtig auf des Grafen Glück. Sie hätten gern ihren niedlichsten Pantoffel darum gegeben, wenn ihm ein Unglück widerfahren wäre.

Anstatt gegen die Gräfin feindselig zu sein, umgaben diese guten bösen Weiber dieselbe, bezeugten gegen sie eine überschwänkliche Freundschaft und rühmten sie gegen die Männer. Ueber ihre Absichten nicht im Zweifel, überwachte Felix ihre Verhältnisse zu Marien, und sagte ihr, ihnen nicht zu trauen. Alle erriethen die Unruhe, welche ihr Umgang dem Grafen verursachte, verziehen ihm sein Mißtrauen nicht und verdoppelten ihre Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit gegen ihre Rivalin, der sie, zum großen Verdrusse der Marquise von Listomère, die nichts davon begriff, einen ungeheuer glücklichen Erfolg verschafften. Man erwähnte der Gräfin Felix von Vandenesse als der reizendsten, geistreichsten Frau in Paris.

Mariens andere Schwägerin, die Marquise Karl von Vandenesse, hatte tausend Unannehmlichkeiten, welche die Verwirrung, die derselbe Name erzeugte und die Vergleichungen, die er bisweilen veranlaßte, verursachte. Obgleich die Marquise eine sehr schöne, sehr geistreiche Frau war, so setzten ihr die Rivalinnen mit um so besserm Erfolge ihre Schwägerin entgegen, als die Gräfin um zwölf Jahre jünger war.

Diese Frauen wußten, wie viel Mißhelligkeiten das Glück der Gräfin in ihrem Umgange mit ihren Schwägerin-

nen, welche kalt und ungefällig gegen die siegreiche Maria Angelika wurden, anrichten mußte. Es waren gefährliche Verwandte, bittere Feindinnen.

Jedermann weiß, daß sich die Literatur damals gegen die allgemeine, durch das politische Drama erzeugte Sorglosigkeit vertheidigte, indem sie mehr oder weniger byronische Werke zu Tage förderte, in welchen nur von Ehesünden die Rede war. In jener Zeit waren die Revues, die Bücher, die Theater voll von Verletzungen des Ehecontractes. Dieses ewige Süjet war mehr, wie je in der Mode. Der Liebhaber, dieser Alp der Ehemänner, war allenthalben, ausgenommen vielleicht die Ehen, in die er sich in jener bürgerlichen Epoche weniger, als zu irgend einer andern Zeit verstieg. Gehen denn die Diebe umher, wenn Jedermann ans Fenster läuft, und schreiet: „Man nehme sich in Acht!“ und die Straßen erleuchtet? Wenn es während dieser, an städtischen, politischen und moralischen Unruhen fruchtbaren Zeit auch eheliche Katastrophen gab, so machten sie doch Ausnahmen, die nicht so sehr bemerkt wurden, wie unter der Restauration. Nichts destoweniger schwatzten die Frauen unter einander viel von dem, was damals die beiden Formen der Poesie — das Buch und das Theater — beschäftigte. Es war oft die Rede von dem Buhlen, diesem so seltenen und so ersehnten Wesen. Die bekannten Abenteuer gaben Stoff zu Discussionen und diese Discussionen wurden, wie immer, von untadeligen Frauen geführt. Ein bemerkenswerther Umstand ist die Abneigung, welche die Frauen, die eines unrechtmäßigen Glückes genießen, gegen solche Unterredungen zeigen; sie haben in der Gesellschaft eine spröde, zurückhaltende, fast schüchterne Haltung; sie

sahen aus, wie wenn sie einen Jeden um Schweigen, oder um Verzeihung für ihr Vergnügen bäten. Findet dagegen eine Frau ein Vergnügen an der Erzählung von Katastrophen und läßt sie sich die Freuden erklären, welche die Strafbaren rechtfertigen, so kann man sicher annehmen, daß sie auf dem Kreuzwege der Unschlüssigkeit ist, und nicht weiß, welchen Weg sie einschlagen soll.

Während dieses Winters hörte die Gräfin von Vandenesse die laute Stimme der Gesellschaft brüllen, der Wind der Stürme umpfiff sie. Ihre angeblichen Freundinnen, welche ihren Ruf von der ganzen Höhe ihres Namens nnd ihrer Stellung herab beherrschten, schilderten ihr zu wiederholten Malen die verführerische Gestalt des Buhlen und warfen in ihre Seele brennende Worte über die Liebe, die Lösung des Räthsels, welches das Leben den Frauen aufgiebt, die große Leidenschaft, wie sie Frau von Staël nennt, die übrigens durch das Beispiel predigte. Fragte die Gräfin im engern Kreise nach dem Unterschiede, den es zwischen einem Liebhaber und einem Gatten gäbe, so ermangelte niemals eine dieser Frauen, die dem Grafen irgend ein Unglück wünschten, ihr so zu antworten, daß dadurch ihre Neugier gestachelt, ihre Phantasie aufgeregt, ihr Herz getroffen, ihre Seele interessirt wurde.

„Mit seinem Ehemanne behilft man sich so, meine Liebe, nur mit dem Liebhaber lebt man,“ sagte ihre Schwägerin, die Marquise von Vandenesse.

„Die Ehe, liebes Kind, ist unser Fegefeuer, die Liebe ist das Paradies,“ sprach Lady Dudley.

„Glauben Sie ihr nicht!“ rief die Herzogin von Grandlieu: „sie ist die Hölle!“

„Aber es ist eine Hölle, in der man liebt,“ bemerkte die Marquise von Rochegude. „Man hat oft mehr Vergnügen im Leiden, wie im Glücke: Sehen Sie auf die Märtyrer!“

„Mit einem Gatten, kleines Gänschen, leben wir, so zu sagen, von unserm Leben; aber lieben heißt, von dem Leben eines Andern leben,“ sagte die Marquise von Espard zu ihr.

„Ein Liebhaber ist die verbotene Frucht, ein Wort, das meiner Meinung nach, Alles in sich faßt,“ sprach lachend die hübsche Moïna von Saint-Hérem.

Wenn die Gräfin nicht in diplomatische Zirkel oder bei irgend einem reichen Fremdländer, wie Lady Dudley und die Fürstin von Galathionne zu Balle ging, so ging sie, nach dem Schlusse der italienischen Oper, fast alle Abende bei der Marquise von Espard oder bei Frau von Listomère, bei der Gräfin von Montcornet oder der Vicomtesse von Grandlieu in Gesellschaft; denn dies waren die einzigen offenen aristokratischen Häuser, und niemals kam sie nach Hause, ohne daß nicht schlechter Same in ihr Herz gestreuet worden wäre. Man sagte ihr, sie müsse ihr Leben vervollständigen, eine Redensart, da damals sehr in der Mode war; eben so sprach man mit ihr von „verstanden werden,“ ein anderes Wort, dem die Frauen sonderbare Bedeutungen gaben. Unruhig, aufgeregt, neugierig, nachdenklich kam sie dann nach Hause zurück. Sie fand, ich weiß nicht was? zu wenig in ihrem Leben, ging aber nie so weit, daß sie es öde fand.

IV. Ein berühmter Mann.

Die ergötzlichste, aber gemischteste Gesellschaft der Salons, wohin Frau Felix von Vandenesse ging, war bei der Gräfin von Montcornet, einer reizenden, kleinen Frau, welche die berühmten Künstler, die Häupter der Finanzbedienten, die ausgezeichnetsten Schriftsteller empfing, aber erst, nachdem sie dieselben einer so strengen Prüfung unterworfen, daß die Bedenklichsten im Punkte der guten Gesellschaft nicht zu fürchten brauchten, daselbst irgend Jemanden von der untergeordneten Gesellschaft anzutreffen. Die höchsten Ansprüche wurden dort befriedigt. Während des Winters, da sich die Gesellschaft wieder vereinigt hatte, hatten einige Salons, zu denen die der Frau von Espard, von Listomère und der Herzogin von Grandlieu gehörten, unter den neuen Berühmtheiten der Kunst, der Wissenschaft, der Literatur und der Politik recrutirt. Die Gesellschaft verliert nie ihre Rechte, sie will stets unterhalten sein. Bei einem von der Gräfin gegen Ende des Winters gegebenen Concerte erschien bei ihr eine jener zeitgenössischen Illustrationen, der Literatur und Politik, Rudolph Nathan, vorgestellt von einem der geistreichsten aber faulsten Schriftsteller der Epoche, Alfred Blondet, ebenfalls ein berühmter Mann, aber bei verschlossenen Thüren, von den Journalisten gerühmt, aber über die Barrieren hinaus unbekannt. Blondet wußte dies.

Uebrigens machte er sich kein Blendwerk vor. Unter andern Worten der Verachtung sagte er auch, der Ruhm sei ein Gift, das in kleinen Gaben gut einzunehmen sei.

Von dem Momente an, da sich Rudolph nach langem Kampfe Raum gemacht, hatte er die plötzliche Vorliebe benutzt, welche die eleganten Anhänger des Mittelalters, die man so witzig das Junge Frankreich nannte, für die Form zeigten. Er hatte sich die Sonderbarkeiten eines Mannes von Genie gegeben, indem er sich unter die Verehrer der Kunst, deren Absichten übrigens vortrefflich waren, annehmen ließ. Nichts ist lächerlicher, als die Costume der Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts. Es war Muth erforderlich, dasselbe zu erneuern. Rudolph zeigt — lassen wir ihm diese Gerechtigkeit widerfahren — in seiner Person, ich weiß nicht, was Großes, Phantastisches und Außerordentliches, das einen Rahmen verlangt. Seine Freunde oder seine Feinde, die einen sind so gut wie die andern, geben zu, daß nichts in der Welt besser mit seiner Form, seinem Geiste übereinstimmt wie seine Form. Rudolph Nathan würde im natürlichen Zustande vielleicht sonderbarer sein, als er es mit seinem Zubehör ist. Sein verwüstetes, verfallenes Gesicht giebt ihm das Ansehen, als habe er sich mit den Engeln oder Teufeln geschlagen, es gleicht dem, was die deutschen Maler dem todten Christus geben; es erscheinen darauf tausend Zeichen an einem beständigen Kampfe zwischen der schwachen, menschlichen Natur und den Mächten von Oben. Aber die hohlen Runzeln seiner Wangen, sein gekrümmter und gefurchter Schädel, die Gruben, welche seine Augen und Schläfen bezeichnen, zeugen von nichts Schwachem in seiner Körperbeschaffenheit. Seine

harten Membranen, seine sichtbaren Knochen haben eine merkwürdige Derbheit, und obgleich seine Haut, durch Ausschweifungen gegerbt, darauf geleimt ist, wie wenn ein inneres Feuer sie verzehrt hätte, so bedeckt sie doch deßhalb nicht weniger einen furchtbaren Körperbau. Er ist mager und groß. Sein langes, stets ungeordnetes Haar zielt nach der Wirkung? Dieser schlecht gekämmte, schlecht gebauete Byron hat Storchbeine, Kniee mit Schrunden, eine übertriebene Schweifung, Hände, von Muskeln gedrehet, fest wie die Pfoten einer Krabbe, mager und nervig. Rudolph hat napoleonische Augen, blaue Augen, deren Blick durch die Seele gehet, eine geworfene Nase, voll Feinheit, einen reizenden Mund voll der schönsten, weißen Zähne, wie sich nur eine Frau wünschen kann. Es ist Feuer und Bewegung in diesem Kopfe, und Genie auf der Stirn. Rudolph gehört zu der kleinen Anzahl, die uns beim Vorübergehen auffallen, die in einem Salon sogleich einen Lichtpunkt bilden, wohin sich Aller Blicke richten. Er macht sich, wenn man sonst die Unsauberkeit an Jemandes Aeußerem so nennen kann, durch seine Nachlässigkeit bemerkbar. Seine Kleidungsstücke scheinen stets ganz ausdrücklich deßhalb verdrehet, verschoben, verschrumpft zu sein, um zu seiner Physiognomie zu passen. Gewöhnlich steckt seine eine Hand in der offenen Weste, in einer Haltung, welche Girodet's Portrait des Herrn von Châteaubriand berühmt gemacht hat, die er aber nicht so wohl annimmt, um demselben ähnlich zu sein, als vielmehr, um die regelmäßigen Falten seines Hemdes zu zerstören. Sein Halstuch wird in einem Augenblicke unter den Convulsionen seiner Kopfbewegungen zusammengerollt, die bei ihm außerordentlich hastig und lebhaft sind,

wie die der Racepferde, denen ihr Geschirr lästig wird, und die beständig den Kopf aufheben, um sich des Zaumes und Gebisses zu entledigen. Sein langer zugespitzter Bart wird nicht gekämmt, nicht parfümirt, nicht gebürstet, nicht geglättet, wie es der Bart der Elegants wird, die ihn fächerähnlich oder zugespitzt tragen; er läßt ihn, wie er wächst. Seine Haare, halb zwischen seinem Rockkragen und seinem Halse steckend, halb auf die Schultern herabfallend, befetten die Stellen, die sie berühren. Seine trockenen und faserigten Hände kennen die Pflege der Nagelbürste und Citrone nicht, und mehrere Feuilletonisten behaupten, daß das Weihwasser ihre calcinirte Haut nicht oft anfrische. Kurz, der furchtbare Rudolph ist grotesk. Seine Bewegungen gehen ruckweise, wie wenn sie durch einen unvollkommenen Mechanismus erzeugt wären. Sein Gang hebt durch enthusiastische Zickzacks, durch unerwartetes Stehenbleiben, wodurch er veranlaßt wird, gegen die friedlichen, auf den Boulevards lustwandelnden Bürger zu rennen, jede Idee von Ordnung auf.

Seine mündliche Unterhaltung, voll kaustischen Humors und bitterer Epigramme, kommt seinem Gange gleich; sie verläßt oft plötzlich den Ton der Rache und wird ohne Ursache lieblich, poetisch, tröstend, sanft; sie hat unerklärliche Momente des Schweigens, geistige Stöße und Seitensprünge, die bisweilen ermüden. Er bringt in die Gesellschaft eine kühne Plumpheit mit, eine Geringschätzung des Herkömmlichen, eine Miene der Kritik für Alles, was man darin achtet, wodurch er bei den kleinen Geistern, so wie bei denen anstößt, welche die Lehren der ehemaligen Höflichkeit zu erhalten suchen; aber es ist dies, wie die chinesischen

Schöpfungen, etwas Originelles, das die Frauen nicht hassen. Uebrigens zeigt er sich gegen diese oft äußerst liebenswürdig; er scheint sich darin zu gefallen, seine bizarren Formen vergessen zu machen, über die Antipathien einen Sieg davon zu tragen, der seiner Eitelkeit, seiner Eigenliebe oder seinem Stolze schmeichelt.

„Warum sind Sie so?“ fragte ihn einst die Marquise von Vandenesse.

„Liegen die Perlen nicht in Muscheln?“ antwortete er hoffährtig.

Einer Andern, welche dieselbe Frage an ihn richtete, entgegnete er:

„Wie würde ich, wenn ich für Jedermann gut wäre, einer unter allen ausgewählten Personen gefallen können?“

In Rudolph Nathans intellectuellem Leben herrscht dieselbe Unordnung, die er zum Aushängeschilde nimmt. Seine Ankündigung ist nicht lügenhaft: sein Talent gleicht dem jener armen Mädchen, die sich in Bürgerhäusern zeigen, um Alles zu thun. Er war zuerst Kritiker, und zwar ein großer Kritiker; aber er fand sich bei diesem Geschäfte geprellt. Seine Artikel, sagte er, wögen Bücher auf. Die Revenüen des Theaters hatten ihn verführt; aber zum langsamen, anhaltenden Arbeiten, welches Theaterstücke erheischen, unfähig, war er genöthigt gewesen, sich mit du Bruel einem Vaudevillisten, zu vereinigen, der seine Ideen verarbeitete, und sie stets in kleine, einträgliche, geistvolle, stets für bestimmte Acteurs oder Actricen gemachte Stücke zerlegte. Sie Beide mit einander hatten Florine, eine Actrice, wie sie sein sollte, erfunden. Durch diese Verbindung, ähnlich derjenigen der siamesischen Brüder, gedemüthigt, hatte

Nathan für sich allein ein großes Drama auf das Theater-Français gebracht, das, bei den Salven donnernder Artikel, mit allen kriegerischen Ehrenbezeugungen durchfiel. Bereits in seiner Jugend hatte er das große, das edle Theater-Français, zu einer Zeit, da das Klassische die Oberhand hatte, durch ein prächtiges, romantisches Stück im genre des Pinto, in Versuchung geführt; und das Odeum war drei Abende hindurch so furchtbar beunruhigt, daß das Stück verboten wurde. In den Augen vieler Leute galt dieses zweite Stück, gleich dem erstern, für ein Meisterwerk, und brachte ihm mehr Ruf ein, als alle so einträglichen Stücke, die mit seinen Mitarbeitern in einer wenig gehörten Gesellschaft, der der Kenner und echter Leute von Geschmack verfertigt worden waren.

„Noch einmal so durchgefallen, und Du bist unsterblich!“ sprach Alfred Blondet zu ihm.

Anstatt aber auf diesem beschwerlichen Wege fortzuwandeln, war Nathan aus Noth in den Staub und die Fliegen des Vaudevilles des achtzehnten Jahrhunderts, das Costumestück, und den scenischen Wiederabdruck ertragreicher Bücher zurückgefallen. Gleichwohl galt er für einen großen Geist, der sein letztes Wort noch nicht gesagt hatte.

Uebrigens hatte er sich mit der hohen Literatur bemengt, und hatte drei Romane herausgegeben, diejenigen ungerechnet, die er, wie Fische in einem Weiher, unter der Presse hielt. Das eine dieser drei Bücher, das erste, hatte, wie dies bei mehreren Schriftstellern, die nur ein erstes Werk machen können, der Fall ist, das glänzendste Glück gemacht. Dieses, unklugerweise vorn angestellte Werk, ein Künstlerwerk, ließ er bei jeder Gelegenheit das schönste

Buch der Epoche, den einzigen Roman des Jahrhunderts nennen. Uebrigens beklagte er sich sehr über die Forderungen der Kunst; er war einer von denen, welche am meisten dazu beitrugen, daß man alle Arbeiten, das Gemälde, die Bildsäule, das Buch, das Gebäude unter das einzige Banner der Kunst stellte. Er hatte damit angefangen, ein Buch voll Gedichte zu wagen, wodurch er einen Platz unter dem Siebengestirne der jetzigen Dichter bekam, und worin sich ein ziemlich bewundertes, trübes Gedicht befand. Wegen Mangels an Vermögen genöthigt, Erzeugnisse zu liefern, ging er vom Theater zu der Presse und von der Presse zum Theater, sich zerstreuend, zersplitternd und stets an seine Dichterader glaubend. Sein Ruhm war also nicht ungedruckt, wie der mehrerer Celebritäten im Todeskampfe, die durch die Titel nachzumachender Werke, die nicht so viel Ausgaben erleben werden, als sie Käufe nöthig gemacht haben, gestützt werden; er schien fähig, und wenn er, wie ihn die Lust dazu anwandelte, auf's Blutgerüst gegangen wäre, so hätte er sich nach Art des Andreas Chénier vor die Stirn schlagen können. Indem er den Einbruch in die Staatswelt eines Dutzend Schriftsteller, Professoren, Metaphysiker, Historiker, die sich während der Stürme von 1830 bis 1835 in die Maschine incrusticten, sahe, bedauerte er, daß er, anstatt literarischer, keine politischen Artikel gemacht hatte. Er hielt sich für vorzüglicher, wie jene Emporkömmlinge, deren Glück in ihm damals die verzehrendste Eifersucht erregte. Er gehörte zu den Menschen, die auf Alles eifersüchtig, zu Allem fähig sind, denen man jeden glücklichen Erfolg stiehlt und die im Gehen an tausend leuchtende Stellen stoßen, ohne sich bei einer einzigen festzu-

setzen, und stets den Willen des Nachbars erschöpfen. In diesem Momente ging er vom Saint-Simonismus zum Republicanismus, um vielleicht zum Ministerialismus zurückzukommen. Er lauerte auf seinen abzunagenden Knochen in allen Winkeln, und suchte einen sichern Platz, wo er, vor Schlägen sicher, bellen und sich furchtbar machen konnte; aber er hatte den Schimpf, zu sehen, daß er von dem berühmten von Marsay, der damals die Regierung leitete, und der keine Achtung für die Schriftsteller hegte, bei denen er nicht das, was Richelieu den Geist des Zusammenhanges, oder besser, Zusammenhang in den Ideen fand, nicht ernstlich beachtet wurde. Uebrigens hätte jedes Ministerium auf die beständige Unordnung der Angelegenheiten Rudolphs gerechnet haben. Früher oder später mußte ihn die Noth dahin bringen, Bedingungen anzunehmen, anstatt dergleichen zu machen.

Der wirkliche und sorgfältig verhehlte Charakter Rudolphs stimmt mit seinem öffentlichen Charakter überein. Er ist ein echter Comödiant, selbstsüchtig, wie wenn der Staat Er wäre, und ein sehr gewandter Declamator. Niemand kann besser Gefühle erheucheln, sich mit falscher Größe brüsten, sich mit moralischen Schönheiten putzen, sich in Worten respectiren, und sich, wie Alcest, benehmen, indem er, wie Philint handelt. Sein Egoismus trabt unter dieser Rüstung von bunter Pappe sicher dahin und gelangt oft zu dem versteckten Ziele, das er sich setzt.

Im höchsten Grade faul, hat er nur etwas gemacht, wenn ihn die Sporen der Noth stachelten. Beharrlichkeit im Arbeiten, die zum Schaffen eines Monumentes erforderlich ist, kennt er nicht; aber in dem Paroxysmus der Wuth,

die seine beleidigte Eigenliebe erzeugt, oder in einem kritischen, durch den Gläubiger erzeugten Momente, springt er über den Eurotas und triumphirt über die schwierigsten Disconti des Geistes. Dann aber ermüdet, und überrascht, etwas geschaffen zu haben, fällt er in die Darrsucht der parisischen Genüsse. Das furchtbare Bedürfniß erscheint, er ist ohne Kraft, sinkt und compromittirt sich. Bewegt durch eine falsche Idee von einer Größe und Zukunft, die er nach dem hohen Glücke eines seiner ehemaligen, eins der seltenen, durch die Julirevolution an's Licht gezogenen, ministeriellen Talente abmißt, erlaubt er sich, um aus der Verlegenheit zu kommen, gegen die Personen, die ihn lieben, Barbarismen des Gewissens, die in den Mysterien des Privatlebens vergraben sind, worüber aber Niemand spricht oder sich beklagt. Die Gemeinheit seines Herzens, die Schamlosigkeit seines Händedrucks, der jedem Laster, jedem Unglücke, jeder Verrätherei, jeder Meinung zu Theile wird, haben ihn unverletzlich gemacht, wie einen constitutionellen König. Die verzeihliche Sünde, um deretwegen man über einen Mann von großem Charakter Zeter schreien würde, ist bei ihm Nichts; eine etwas unzarte Handlung ist kaum Etwas; Jedermann entschuldigt sich, indem er ihn entschuldigt. Selbst der, welcher in Versuchung gerathen könnte, ihn zu verachten, reicht ihm die Hand, weil er fürchtet, er könne ihn einmal nöthig haben. Er hat so viel Freunde, daß er Feinde zu haben wünscht.

Diese anscheinende Gutmüthigkeit, welche die neuen Ankömmlinge verführt und keine Verrätherei verhindert, welche sich Alles erlaubt und Alles rechtfertigt, welche über eine Wunde laut schreiet und sie verzeihet, ist eins der unterschei-

denden Merkmale des Journalisten. Diese Camaraderie, wie sie ein geistreicher Mann nennt, zernagt die schönsten Seelen, berostet ihren Stolz, tödtet das Princip großer Werke und heißt die Feigheit des Geistes gut. Dadurch, daß manche Menschen diese Schlaffheit des Gewissens bei Jedermann fordern, sichern sie sich die Verzeihung für ihre Verrätherreien und ihren Parteiwechsel. Auf solche Weise wird der aufgeklärteste Theil einer Nation der mindest achtbare.

Vom literarischen Standpunkte aus betrachtet, fehlt es dem Nathan an Styl und Belehrung. Gleich den meisten jungen, ehrgeizigen Schriftstellern, wäscht er heute seine Belehrung von gestern; er hat weder Zeit noch Geduld zum Schreiben; er hat nicht beobachtet, er hat gehört. Unfähig, einen muthig gezimmerten Riß auszuführen, rettet er sich vielleicht durch das Feuer seiner Zeichnung. Er machte — um mich eines Wortes des literarischen Rothwelsch zu bedienen — Leidenschaft, weil im Punkte der Leidenschaft Alles wahr ist; aber das Genie muß durch die Zufälle des Wahren hindurch das suchen, was für Jedermann wahr ist. Anstatt Ideen zu erwecken, sind seine Helden geschmiedete Individualitäten, die nur flüchtige Sympathieen erregen, sie knüpfen sich nicht an die großen Interessen des Lebens und repräsentiren also auch nichts; aber er hält sich durch die Schnelligkeit seines Geistes, durch seine ungefähren Glücksfälle, welche die Billardspieler Glücksfänge nennen. Er ist der geschickteste Schütze auf der Beize der Ideen, die auf Paris herabschießen, oder die Paris aufsteigen macht. Seine Fruchtbarkeit gehört nicht ihm, sondern der Epoche an; er lebt auf den Umständen, und um sie zu beherrschen,

erweitert er übermäßig den Bereich derselben. Kurz, er ist nicht wahr. Seine Sprache ist lügnerisch; es ist an ihm etwas vom Taschenspieler, wie der Graf Felix sagte. Diese Feder nimmt ihre Tinte aus dem Cabinette einer Schauspielerin, man merkt es.

Nathan zeigt ein Bild der heutigen literarischen Jugend, ihrer falschen Größe und ihres wirklichen Elendes; er repräsentirt sie mit seinen incorrecten Schönheiten und tiefen Stürzen, seinem Leben voll sprudelnder Kaskaden, plötzlicher Unfälle, unverhoffter Triumphe. Er ist wohl das Kind dieses von Eifersucht verzehrten Jahrhunderts, in welchem tausenderlei Rivalitäten unter dem Schutze von Systemen mit allen ihren Fehlrechnungen die Hyder der Anarchie nähren, welche den Reichthum ohne die Arbeit, den Ruhm ohne das Talent, und den glücklichen Erfolg ohne Mühe will; aber nach vielen Rebellionen, nach vielen Scharmützeln führen ihre Laster dahin, daß das Budget nach dem Belieben der Staatsgewalt ausgeworfen wird. Wenn so viele junge Ehrgeizige zu Fuße ausgegangen, und sämmtlich auf demselben zusammengetroffen sind, so giebt es Concurrenz des Willens, unerhörtes Elend, erbitterte Kämpfe. In dieser furchtbaren Schlacht erkämpft der heftigste oder gewandteste Ehrgeiz den Sieg. Das Beispiel wird, trotz allem Geschrei beneidet, gerechtfertigt, sagt Molière; man folgt ihm. Als Rudolph in seiner Eigenschaft als Feind der neuen Dynastie bei Frau von Montcornet eingeführt wurde, waren seine scheinbaren Großen in voller Blüthe. Er ward aufgenommen wie der politische Kritiker des von Marsay, von Rastignac, von Laroche-Hugon, die in den Staatsdienst getreten. Ein Opfer seiner unseligen Unschlüssigkeit und seines Wider-

willens gegen die Thätigkeit, die nur ihn selbst betraf, setzte Alfred Blondet, Nathans Einführer, seine Spöttergewerbe fort, nahm für Niemanden Partei und hing Jedermann an. Er war der Freund Rudolphs, der Freund Rastignacs, der Freund Montcornets.

„Du bist ein politisches Dreieck," sagte lachend von Marsay zu ihm, als er ihm in der Oper begegnete; „diese geometrische Figur gehört nur Gotte an, der nichts zu thun hat; die Ehrgeizigen müssen in krummer Linie gehen, dies ist der kürzeste Weg in der Politik."

Von Weitem gesehen war Nathan ein sehr schönes Meteor. Die Mode hieß seine Manieren und seine Haltung gut. Sein erborgter Republikanismus gab ihm momentan jene jansenistische Rauheit, welche die Vertheidiger der Sache des Volkes, über die er innerlich spottete, annehmen, und die in den Augen der Frauen nicht ohne Reiz ist. Die Frauen thun gern Wunder, zerschmettern gern Felsen, schmelzen gern die Charaktere, die von Bronze zu sein scheinen. Die geistige Toilette Rudolphs harmonirte also damals mit seiner Kleidung. Er sollte sein und war wirklich für Eva, der ihr Paradies in der Straße du Rocher Langeweile machte, die schillernde, bunte, wohlredende Schlange mit magnetischen Augen und harmonischen Bewegungen, welche die erste Frau verdarb.

Sobald die Gräfin Marie Rudolph bemerkte, fühlte sie innere Bewegung, deren Gewaltsamkeit eine Art Schrecken verursacht. Dieser große Mann hatte durch seinen Blick einen physischen Einfluß auf sie, der bis in ihr Herz strahlte, indem er es beunruhigte. Diese Unruhe machte ihr Vergnügen. Der Purpurmantel, den die Berühmtheit auf einen

Moment um seine Schultern schlug, verblendete diese treuherzige Frau.

Zur Stunde des Thee's verließ Maria den Platz zwischen einigen plaudernden Frauen, wo sie, als sie dieses außerordentliche Wesen gesehen, schweigend gesessen hatte. Dieses Schweigen war von ihren falschen Freundinnen bemerkt worden. Die Gräfin näherte sich dem viereckigen Divan in der Mitte des Salons, auf welchem Rudolph perorirte. Sie blieb stehen und gab ihren Arm der Frau Octavia von Camps, einer vortrefflichen Frau, welche nichts von dem unwillkürlichen Zittern, wodurch sich ihre gewaltsamen Wallungen verriethen, ausplauderte.

Obgleich dem Auge einer verliebten oder überraschten Frau unglaubliche Annehmlichkeiten entfahren, so brannte doch Rudolph in diesem Momente ein echtes Feuerwerk ab; er war zu sehr mitten in seinen Epigrammen, die wie Raketen umherflogen, mitten in seinen Anschuldigungen, die wie Sonnen eingerollt oder aufgerollt waren, mitten in seinen flammenden Portraits, die er mit Feuerzügen zeichnete, um die naive Bewunderung einer armen kleinen Eva zu bemerken, die unter der Gruppe von Frauen, die ihn umgaben, versteckt war. Diese Neugier, derjenigen ähnlich, welche ganz Paris nach dem botanischen Garten hinziehen würde, um daselbst ein Einhorn zu sehen, wenn man sonst ein solches in den berühmten, von dem Fuße eines Europäers noch nicht betretenen Mondgebirgen auffinden sollte, berauscht die schwächern Köpfe, während sie die wahrhaft erhabenen Seelen betrübt; den Rudolph aber entzückte sie. Er gehörte also zu sehr allen Frauen, um einer einzigen gehören zu können.

„Nehmen Sie sich in Acht!“ sprach leise Mariens schöne Begleiterin. „Entfernen Sie sich!“

Die Gräfin sahe ihren Mann an, um ihn mit einem jener Blicke, welche die Gatten nicht immer begreifen, um seinen Arm zu bitten. Felix führte sie fort.

„Mein Lieber,“ flüsterte Frau von Espard dem Nathan ins Ohr; „Sie sind ein glücklicher Schelm. Sie haben heute Abend mehr als eine Eroberung gemacht, unter andern auch die der reizenden Frau, welche uns so hastig verlassen hat.“

„Weißt Du, was die Marquise von Espard mir gesagt hat?“ fragte Rudolph den Blondet und wiederholte ihm die Worte dieser großen Dame, als sie, zwischen ein und zwei Uhr Morgens allein waren.

„Ei, die Gräfin von Vandenesse ist also sterblich in Dich verliebt? Nun, da bist Du nicht zu beklagen.“

„Ich habe sie nicht gesehen,“ sagte Rudolph.

„O, Du wirst sie schon sehen, Schelm!“ sprach Alfred Blondet laut lachend. „Lady Dudley hat Dich zu ihrem großen Balle eingeladen, gerade darum, daß Du sie dort treffen sollst.“

Rudolph und Blondet entfernten sich zugleich mit Rastignac, der ihnen seinen Wagen anbot. Alle Drei lachten über die Vereinigung eines eklektischen Staatsuntersecretaires, eines grimmigen Republikaners und eines politischen Atheisten.

„Wie wär's, wenn wir auf Kosten der jetzigen Ordnung der Dinge soupirten?“ sprach Blondet, welcher die Soupers wieder zu Ehren bringen wollte.

Rastignac führte sie zu Very, schickte seinen Wagen

zurück und alle Drei setzten sich zu Tische, indem sie unter einem spöttischen rabelaisischen Lachen die jetzige Societät analysirten. Mitten unter dem Souper riethen Rastignac und Blondet dem Rudolph, ein solches Glück, wie sich jetzt ihm darbot, nicht zu vernachlässigen. Diese beiden durchtriebenen Gesellen erzählten im spöttischen Tone die Geschichte der Gräfin Marie von Vandenesse; sie legten das Scalpell des Epigrammes und die scharfe Spitze des Witzes an dieses reine, treuherzige Kind, an diese glückliche Ehe. Blondet wünschte dem Rudolph Glück, daß er eine Frau antreffe, die noch nichts Strafbares begangen, als daß sie schlechte Zeichnungen mit Rothkreide, magere Landschaften in Aquarell gemacht, Sonaten in der züchtigsten Absicht gespielt und für ihren Mann Pantoffeln gestickt, die seit achtzehn Jahren an den mütterlichen Unterrock genähet, in religiöse Uebungen confitirt, von Vandenesse erzogen und durch die Ehe gar gebacken sein, um von der Liebe verschmauset zu werden.

Bei der dritten Flasche Champagner ward Rudolph Nathan offener, als er es je gewesen.

„Meine Freunde," sprach er, „Ihr kennet mein Verhältniß zu Florinen, Ihr kennet meinen Lebenswandel und werdet daher nicht erstaunen, wenn ich Euch gestehe, daß mir die Farbe der Liebe einer Gräfin durchaus unbekannt ist. Ich habe mich oft sehr gedemüthigt gefühlt, wenn ich daran dachte, daß ich mir nur in der Poesie eine Beatrix, eine Laura geben könnte! Eine edle und reine Frau ist ein fleckenloses Gewissen, das uns unter einer schönen Gestalt uns selbst vorstellt. Anderwärts können wir uns besudeln; aber hier bleiben wir groß, stolz, makellos. Anderwärts

führen wir ein tolles Leben, aber hier athmen wir Ruhe, Kühlung, das duftende Grün der Oase ein.

„Still, still, mein Männchen,“ sagte Rastignac; „fingere auf der G-Saite das Gebet des Moses ab, wie es Paganini that.“

Rudolph blieb stumm, die Augen stier, verdummt.

„Dieser gemeine Ministerlehrling verstehet mich nicht,“ sagte er nach kurzem Schweigen.

So zertraten diese drei unverschämten Menschen die zarten weißen Blumen der aufkeimenden Liebe der armen Eva, während sie selbst in der Straße du Rocher in die Windeln der Scham wickelte, über das Vergnügen erschrak, womit sie diesen angeblich großen Dichter angehört und zwischen der strengen Stimme der Dankbarkeit gegen Vandenesse und den goldenen Worten der Schlange schwebte.

O, wenn die Frauen das cynische Benehmen kennten, welches diese, in ihrer Nähe so geduldigen, fuchsschwänzenden Männer fern von ihnen annehmen! Wenn sie wüßten, wie sie über das spotten, was sie anbeten! Wie entkleidete und analysirte der narrenhafte Scherz das frische, anmuthige, schamhafte Wesen! Aber auch welch' ein Triumph! Je mehr Schleier sie verlor, desto mehr Schönheiten zeigte sie. Marie verglich in diesem Momente Rudolph mit Felix, ohne die Gefahr zu ahnen, in welche das Herz durch solche Vergleichung geräth.

Nichts in der Welt contrastirte mehr, als der unordentliche starke Rudolph und Felix von Vandenesse, der sorgfältig in seinem Aeußern war, wie eine Stutzerin, dem seine Kleider wie angegossen saßen, der mit einer reizenden disinvoltura begabt war und es mit der englischen Eleganz

hielt, an die ihn früher die Lady Dudley gewöhnt hatte. Dieser Contrast gefällt der Phantasie der Frauen, die so schon geneigt sind, von einer Extremität zur andern überzugehen. Die Gräfin, eine kluge, fromme Frau, verbot es sich selbst, an Rudolph zu denken, als sie am andern Morgen, mitten in ihrem Paradiese sich auf der schändlichsten Undankbarkeit ertappte.

„Was sagen Sie von Rudolph Nathan?“ fragte sie ihren Gatten beim Frühstücke.

„Ein Taschenspieler!“ entgegnete der Graf; „einer jener Vulkane, den man mit ein wenig Goldstaub zur Ruhe bringt. Die Gräfin von Montcornet hat Unrecht gethan, daß sie ihm Zutritt zu sich verstattet.“

Diese Antwort stieß Marien um so mehr vor den Kopf, als Felix, im Punkte der literarischen Welt, sein Urtheil mit Beweisen belegte und erzählte, was er von Nathans precairem Leben und seinem Umgange mit Florinen, einer bekannten Schauspielerin, wußte.

„Wenn dieser Mensch auch Genie hat, so hat er doch weder die Beständigkeit, noch die Geduld, welche die Welt täuschen will, indem er sich zu einem Range erhebt, auf welchem er sich nicht halten kann. Die echten Talente, die fleißigen, achtbaren Männer handeln so nicht, sie gehen muthig auf ihrem Wege fort, tragen ihre Dürftigkeit und bedecken sie nicht mit Flittern.“

„Felix hat gewiß ganz Recht,“ sprach anfänglich die Gräfin bei sich; aber drei Tage nachher dachte sie an die Schlange, indem sie sich der zugleich süßen und furchtbaren Regung wieder erinnerte, die ihr Rudolph verursacht und die sie Vandenesse, leider! nicht kennen gelehrt hatte.

Der Graf und die Gräfin gingen auf den großen Ball der Lady Dudley, wo von Marsay zum letzten Male in der großen Gesellschaft erschien. Er starb zwei Monate nachher und hinterließ den Ruf eines großen Staatsmannes, dessen Fähigkeit, wie Blondet sagte, unbegreiflich war.

Vandenesse und seine Frau fanden Rudolph Nathan in dieser Gesellschaft wieder, die sich durch die Vereinigung mehrerer angesehener Personen des politischen Drama's auszeichnete, die nicht wenig erstaunt waren, sich bei einander zu finden. Es war dies eine der ersten Solennitäten der großen Welt. Die Salons boten dem Auge ein magisches Schauspiel dar; Blumen, Diamanten, glänzender Haarputz, alle Schmuckkästchen geleert, alle Hilfsquellen der Toilette in Contribution gesetzt. Man konnte den Salon mit einem jener coquetten Treibhäuser vergleichen, in welchen reiche Gartenfreunde die prächtigsten Seltenheiten vereinigen. Derselbe Glanz, dieselbe Feinheit der Gewebe. Die menschliche Industrie schien auch mit den beseelten Gebilden streiten zu wollen. Ueberall weiße oder bunte Gaze, bemalt wie die Flügel der niedlichsten Libellen. Flore, Spitzen, Blonden, Tülle, verschiedenartig, wie die Gebilde der entomologischen Natur, ausgeschnitten, gewellt, gezackt, Gewebe von Gold= oder Silberfaden, Nebel von Seide, von Feen gestickt oder von gefangenen Genien verfertigt, Federn, gefärbt in der Hitze des Wendekreises, wie Trauerweiden über den stolzen Köpfen, in Flechten gedrehete Perlen, geglättete, gerippte, ausgezackte Stoffe, wie wenn die Genien der Arabesken der französischen Industrie Rath gegeben hätten.

Dieser Luxus stimmte zu den Schönheiten, die dort,

gleichsam um einen Keepsake zu verwirklichen, versammelt waren. Das Auge erblickte die weißesten Schultern — die einen ambrafarben, die andern so glänzend, daß man an den Druck einer Cylinder-Walze hätte glauben sollen; diese satinirt, jene matt und fett, wie wenn Rubens den Teig dazu bereitet hätte, kurz, alle Nüancen, welche der Mensch in dem Weißen aufgefunden hat. Es waren da Augen, funkelnd wie Onyxe oder Türkisse, besetzt mit schwarzen Sammetwimpern oder blonden Fransen, verschiedenartige Gesichtsabschnitte, welche an die lieblichsten Typen der verschiedenen Länder erinnerten; erhabene und majestätische, oder leichtgeschweifte Stirnen, wie wenn ein Ueberfluß von Gedanken da wäre, oder platte, wie wenn die unbesiegte Widersetzlichkeit ihren Sitz darauf hätte; dann, was solchen für den Blick zubereiteten Festen so großen Reiz giebt — in die Höhe geschobene Busen, wie sie Georg IV. gern mochte, oder nach der Mode des achtzehnten Jahrhunderts von einander abgesonderte, oder solche, die sich einander zu berühren schienen, wie sie Ludwig XV. liebte — sämmtlich aber keck zur Schau getragen, ohne Schleier, oder unter jenen niedlichen, gefalteten Halskragen der Bilder Raphaels, der Triumph seiner Zöglinge. Die niedlichsten, zum Tanze ausgestreckten Füße, die im Arme des Walzers dahingegebenen Taillen, das Geräusch der sanften Stimmen, das Streifen und Rauschen der Kleider, das Murmeln des Tanzes, die Stöße des Walzers begleiteten phantastisch die Musik. Der Zauberstab einer Fee schien diese betäubende Hexerei, diese Melodie von Wohlgerüchen, diese regenbogenfarbigen Lichter in den Krystallen, in denen die Kerzen funkelten, die so durch die Spiegel vervielfältigten Gemälde angeordnet zu haben.

Diese Versammlung der hübschesten Frauen, der niedlichsten Toiletten stach gegen die schwarze Masse der Männer ab, worunter man die eleganten, feinen, correcten Profile der Adeligen, die röthlichen Schnurrbärte und ernsten Gesichter der Engländer, die anmuthigen Antlitze der französischen Aristokratie bemerkte. Alle europäische Orden um den Hals, querüber gehängt oder auf die Hüften herabfallend, funkelten auf der Brust. Wenn man diese Gesellschaft prüfte, so zeigte sie nicht allein die glänzenden Farben des Putzes, sondern sie hatte auch eine Seele, sie lebte, sie dachte, sie empfand. Versteckte Leidenschaften gaben ihr eine Physiognomie; da wechselte man boshafte Blicke, weiße, unbesonnene und neugierige Jungfrauen, die ein Verlangen verriethen, eifersüchtige Frauen, die einander unterm Fächer Schlechtigkeiten anvertrauten, oder einander übertriebene Complimente machten. Die geputzte, frisirte, durchbisamte Gesellschaft gab sich einer närrischen Freude hin, die zu Kopfe stieg, wie ein schwindelerregender Rauch. Von allen Stirnen, aus allen Herzen schienen Gefühle und Ideen auszugehen, die sich condensirten und deren Masse auf die kältesten Personen reagirte, um sie zu exaltiren.

In dem belebtesten Momente dieser berauschenden Soirée, in einem Winkel dieses vergoldeten Salons, wo einige Banquiers, Gesandte, ehemalige Minister und der alte, unsittliche Lord Dudley, der zufällig dazu gekommen war, ward Frau Felix von Vandenesse unwiderstehlich hingerissen, mit Nathan zu plaudern. Vielleicht gab sie jener Trunkenheit des Balles nach, welche oft dem Verschwiegensten Geheimnisse entrissen hat.

Bei dem Anblicke dieses Festes und des Glanzes einer

Gesellschaft, in welcher er noch nicht gesehen worden, ward Nathan im Herzen von doppeltem Ehrgeize gebissen. Als er Rastignac sahe, dessen jüngerer Bruder vor Kurzem in einem Alter von einunddreißig Jahren zum Bischof ernannt, dessen Schwager, Laroche Hugon, Generaldirector, und der selbst Unterstaatssecretair war und, wie das Gerücht ging, im Begriffe stand, die einzige Tochter des Barons von Nucingen zu heirathen; als er unter dem diplomatischen Corps einen unbekannten Schriftsteller, welcher für ein seit 1830 dynastisch gewordenes Journal die ausländischen Journale übersetzte, und Artikelmacher, die in den Staatsrath übergegangen, so wie Professoren als Pairs von Frankreich erblickte, so sahe er sich mit Schmerz auf einem schlechten Wege, weil er den Umsturz dieser Aristokratie predigte, in welcher alle glücklichen Talente, jede durch den Erfolg gekrönte Gewandtheit, alle wirklichen Superioritäten glänzten.

Blondet, so unglücklich, so ausgebeutet in den Journalen, hier aber so gut aufgenommen und noch im Stande, wenn er wollte, in Folge seiner Bekanntschaft mit Frau von Moncornet, den Pfad des Glückes zu betreten, war in Nathans Augen ein schlagendes Beispiel von der Macht der socialen Verbindungen. Im Grunde seines Herzens beschloß er, sich nach Art des von Marsay, Rastignac, Blondet, Talleyrand, das Haupt dieser Secte, die Meinungen zu verspotten und sich an die Facta zu halten, sie zu seinem Vortheile zu drehen, in jedem Systeme eine Waffe zu sehen und eine so gut constituirte, so schöne, so natürliche Gesellschaft nicht zu stören.

„Meine Zukunft,“ sprach er zu sich selbst, „hängt von einer Frau ab, welche dieser Gesellschaft angehört.“

Voll von diesem, im Feuer eines wahnsinnigen Verlangens gefaßten Gedanken, schoß er auf die Gräfin von Vandenesse los wie ein Geier auf seine Beute. Diese reizende Frau, so niedlich in ihrem Schmucke von Marabouts, der jenes köstliche Zarte das Gemälde des Lawrence erzeugt, das mit der Sanftheit ihres Charakters harmonirte, ward von der feurigen Energie dieses von Ehrgeiz rasenden Poeten durchdrungen.

Lady Dudley, der nichts entging, begünstigte dieses Zwiegespräch, indem sie den Grafen Felix der Frau von Manerville übergab. Diese Frau, die früher Einfluß auf Felix gehabt, fing ihn leicht in den Schlingen eines Streites, in welchem sie alle weiblichen Kunstgriffe benutzte — Neckereien, vertrauliche Mittheilungen, die sie durch Erröthen verschönte, Aeußerungen des Bedauerns, die sie auf eine feine Weise, wie Blumen, zu seinen Füßen streuete, Gegenbeschuldigung, in denen sie sich Recht gab, um sich Unrecht geben zu lassen.

Diese beiden Liebenden, welche sich mit einander überworfen hatten, sprachen zum ersten Male wieder allein mit einander.

Während die ehemalige Geliebte ihres Mannes in der Asche erloschener Freuden wühlte, um einige glimmende Kohlen darin zu finden, empfand Frau Felix von Vandenesse jenes gewaltige Herzklopfen, welches die Gewißheit, Unrecht zu thun und auf dem verbotenen Wege zu gehen, einer Frau verursacht — Wallungen, die nicht reizlos sind, und so viele schlafende Mächte aufwecken. Wie in der Erzählung vom Blaubart bedienen sich noch heuer alle Frauen gern des blutbefleckten Schlüssels — eine herrliche mythologische

Idee, welche dem Perrault besonders mit zum Ruhme gereicht.

Der Dramaturg kannte seinen Shakespeare; er sprach von seinen Leiden, von seinem Kampfe mit den Menschen und Dingen, zeigte auf seine Größe ohne Grundlage, auf sein unbekanntes, politisches Genie, auf sein Leben ohne edle Affection hin. Ohne ein Wort davon zu sagen, gab er dieser edlen Frau die Idee ein, für ihn die erhabene Rolle zu spielen, welche Rebecca im Ivanhoe spielt: ihn zu lieben, zu beschützen. Dies Alles ging vor in den ätherischen Regionen des Gefühls. Die Vergißmeinnicht sind nicht blauer, die Lilien nicht lauterer, die Stirn der Seraphine nicht weißer, wie es die Bilder, die Sachen, die erhellte, strahlende Stirn dieses Künstlers waren, der seine Unterredung seinem Buchhändler zum Verlage hätte anbieten können.

Er spielte seine Rolle als Schlange gut, und machte in den Augen der Gräfin die schönsten Farben des verhängnißvollen Apfels erglänzen. Als Marie diesen Ball verließ, fühlte sie Gewissensbisse, welche Hoffnungen ähnlich waren; sie wurde von Complimenten gekitzelt, die ihrer Eitelkeit schmeichelten, sie war in den geheimsten Falten ihres Herzens aufgeregt, von ihren Tugenden gefangen und von ihrem Mitleid für das Unglück verführt.

Vielleicht hatte Frau von Manerville den Grafen bis in den Salon geführt, wo sich seine Frau mit Nathan unterhielt; vielleicht war er von selbst dahin gekommen, um Marien abzuholen; vielleicht hatte seine Unterhaltung eingeschläferten Kummer wieder angeregt; genug, als er seine Frau um ihren Arm bat, fand sie seine Stirn traurig,

seine Miene träumerisch. Die Gräfin fürchtete, gesehen worden zu sein. Sobald sie mit Felix allein im Wagen war, warf sie ihm das feinste Lächeln zu und sprach:

„Unterhielten Sie sich nicht mit Frau von Manerville, lieber Freund?“

Im Augenblicke, da der Wagen in das Hôtel einfuhr hatte sich Felix noch nicht von den Schlingen befreiet, in welche ihn seine Frau durch einen reizenden Streit verwickelt hatte. Es war dies die erste List, welche die Liebe dictirte. Maria war glücklich, daß sie über einen Mann triumphirt, der ihr bis jetzt so überlegen erschienen war. Sie schmeckte die erste Freude, welche einen nothwendigen glücklichen Erfolg geben muß.

V. Florine.

Zwischen der Rue Basse-du-Rempart und der Rue Neuve-des-Mathurins hatte Rudolph in einem Durchgange in der dritten Etage eines kleinen, häßlichen Hauses ein kleines, ödes, nacktes, kaltes Zimmer, wo er für das Publikum der Gleichgültigen, für die literarischen Neophyten, für seine Gläubiger, für die Lästigen und die verschiedenen Langweiligen wohnte, welche auf der Schwelle des intimen Lebens stehen bleiben müssen. Seine wirkliche Wohnung, seine große Existenz, seine Repräsentation, waren bei Mademoiselle Florine, einer Schauspielerin vom zweiten Range, welche aber Nathans Freunde, Journale, einige Schriftsteller unter die berühmtesten Actricen versetzten.

Seit sieben oder acht Jahren hatte sich Rudolph so sehr an diese Frau gehängt, daß er die Hälfte seiner Lebenszeit bei ihr zubrachte; er aß bei ihr, wenn er keinen Freund zu bewirthen oder kein Diner in der Stadt hatte. Mit einer vollendeten Verderbtheit verband Florine einen sehr feinen Geist, den der Umgang mit Künstlern entwickelt hatte und den der Gebrauch noch täglich schärfte.

Der Geist gilt für eine seltene Eigenschaft bei den Comödianten. Es ist auch natürlich, anzunehmen, daß Diejenigen, welche ihr Leben darauf verwenden, Alles nach Außen hinzubringen, im Innern nichts haben.

Bedenkt man aber die in jedem Jahrhunderte lebende,

geringe Anzahl von Schauspielern und Schauspielerinnen, so wie die Menge dramatischer Schriftsteller und verführerischer Frauen, welche diese Population geliefert hat, so darf man wohl jene Meinung widerlegen, die auf einem den Künstlern ewig gemachten Tadel beruhen, indem man sie beschuldigt, daß sie in dem plastischen Ausdrucke der Leidenschaften alle persönlichen Gefühle verlieren, während sie dabei nur die Kräfte des Geistes, des Gedächtnisses und der Einbildungskraft gebrauchen. Die großen Künstler sind Wesen, die, wie Napoleon sagte, die Mittheilung, welcher von Natur zwischen dem Denkvermögen und den Sinnen stattfindet, nach Belieben auffangen. Molière und Talma waren in ihrem Greisenalter verliebter, wie es die gewöhnlichen Menschen sind.

Gezwungen, Journalisten, welche Alles errathen und berechnen, so wie Schriftsteller, welche Alles vorhersehen und sagen, anzuhören, und gewisse politische Männer zu beobachten, die bei ihr die Einfälle eines Jeden benutzten, zeigte Florine an sich ein Gemisch von Engel und Dämon, das sie würdig machte, diese durchtriebenen Menschen zu empfangen; sie entzückte dieselben durch ihre Kaltblütigkeit. Die Monstruosität ihres Geistes und Herzens gefiel ihnen unendlich.

Ihr Haus, bereichert durch galante Tribute, zeigte die übertriebene Pracht der Frauen, die, um den Preis der Dinge sich wenig kümmernd, sich nur um die Sachen selbst bekümmern und ihnen den Werth ihrer Launen geben — die in einem Anfalle des Zornes einen Fächer, oder eine Räucherpfanne zerbrechen, die einer Königin würdig gewesen, und ein großes Geschrei erheben, wenn man ein Porzellan-

geschirr für zehn Franks, aus dem ihre kleinen Hunde saufen, zerbricht.

Ihr Speisesaal, voll der ausgezeichnetsten Opfergaben, kann einen Begriff von diesem königlichen und schnöden Luxus geben. Ueberall, selbst am Plafond, gab's Täfelwerk von sculptirtem Eichenholze, das mit Fädchen von mattem Golde verziert war. Die Felder dieses Getäfels hatten mit Chimären spielende Kinder zu Rahmen, auf denen das Licht flimmerte, das bald eine Skizze von Decamps, bald einen gypsenen Engel, der einen von Antonin Moine geschenkten Weihkessel hielt, weiterhin ein coquettes Gemälde von Eugen Deveria, das düstere Gesicht eines spanischen Alchymisten von Louis Boulanger, ein eigenhändiges Schreiben des Lords Byron an Karoline, eingefaßt in von Elschoet sculptirtes Ebenholz, und gegenüber einen Brief Napoleons an Josephinen, beleuchtete. Alles dies war ohne Symmetrie, aber mit einer unbemerkten Kunst angebracht. Der Geist war gleichsam überrascht. Es lag darin Coquetterie und Sichgehenlassen, zwei Eigenschaften, die sich nur bei den Künstlern vereinigt finden. Auf dem Kamine von herrlich sculptirtem Holze sahe man nichts weiter, wie eine sonderbare, florentinische, dem Michael Angelo zugeschriebene Statue, der einen Aegipan, welcher unter dem Felle eines jungen Hirten eine Frau findet, vorstellte, und wovon das Original in Wien ist; auf beiden Seiten waren Leuchterstühle, die irgend einem Meißel der neuern Zeit angehörten. Eine Uhr von Boulle auf einem mit kupfernen Arabesken incrustirten Gestelle von Schildpatt funkelte in der Mitte eines Feldes zwischen zwei kleinen Statuen, welche der Zerstörung irgend einer Abtei entgangen war. In den Ecken

glänzten auf ihren Piedestalen Lampen von königlicher Pracht; auf einer wundervollen Etagère prunkte ein Silbergeschirr, wohlerworben in einem Kampfe, in welchem irgend ein Lord den Vorzug der französischen Nation anerkannt hatte; dann Porzellangeschirr mit Reliefs — kurz, der ausgesuchte Luxus des Künstlers, der kein anderes Capital hat, wie sein Mobiliar.

Das violette Schlafgemach war der Traum einer Tänzerin bei ihrem ersten Auftreten; sammetne Gardinen mit weißseidenem Futter, auf einen Tüllvorhang drapirt; ein Plafond mit weißem, durch violetten Satin gehobenem Kaschemir bedeckt; zu den Füßen des Bettes ein Hermelinteppich; im Bette, dessen Vorhänge einer umgekehrten Lilie glichen, befand sich eine Laterne, um daselbst die Journale zu lesen, ehe sie erschienen. Ein gelber, durch Verzierungen von der Farbe der florentinischen Bronze gehobener Salon stimmte zu allen diesen Herrlichkeiten, deren genaue Beschreibung jedoch diesen Blättern Aehnlichkeit mit einem öffentlichen Auctionsverzeichnisse geben würde. Um Vergleichungen zu allen diesen schönen Dingen zu finden, hätte man einige Schritte weiter zu den von Rothschilds gehen müssen.

Sophie Grignoul, die sich, vermöge einer am Theater sehr üblichen Taufe, Florine zubenamt, hatte sich, trotz ihrer Schönheit lange auf den Bühnen und in den untern Regionen herumgetrieben. Ihr Glück war neu, sie verdankte es dem Rudolph Nathan. Die, in der dramatischen und literarischen Welt ziemlich gewöhnliche Vereinigung dieser beiden Schicksale that dem Rudolph keinen Schaden, denn er beobachtete die Convenienz als Mann von hohem

Stande. Gleichwohl hatte Florinens Glück nichts Festes. Ihre zufälligen Renten bezog sie aus ihren Engagements und dem ihr öfter bewilligten Urlaube; sie reichten aber zur Bestreitung der Kosten für ihre Toilette und Haushaltung nicht hin. Nathan gab ihr einige Beiträge, die er von den neuen Unternehmungen der Industrie erhoben hatte; aber obgleich er immer den Galant und Protector gegen sie spielte, so hatte diese Protection doch nichts Reelles und Solides. Diese Ungewißheit, dieses Leben ins Blaue hinein erschreckten Florinen nicht. Florine glaubte an ihr Talent und an ihre Schönheit. Ihr kräftiger Glaube hatte etwas Komisches für die, welche sie ihre Zukunft darauf verhypotheciren hörten, wenn man ihr Vorstellungen machte.

„Ich werde Renten haben, sobald es mir nur gefallen wird, dergleichen zu haben," sprach sie. „Ich stehe schon mit funfzig Franks im Staatshauptbuche."

Niemand begriff, wie sie bei ihrer Schönheit sieben Jahre lang hatte vergessen werden können; sie war wirklich erst in ihrem dreizehnten Jahre als Comparsin angenommen und hatte im funfzehnten Jahre auf einem ruflosen Theater der Boulevards debütirt. Im funfzehnten Jahre existirt weder Schönheit, noch Talent; eine Frau ist dann ganz Versprechen. Sie war damals siebenundzwanzig Jahre alt — der Moment, da die Schönheit der französischen Frauen in ihrem vollen Glanze ist.

Vor Allem sahen die Maler an Florinen Schultern von lustrirtem Weiß, olivenfarbige, aber feste, blanke Tinten in der Gegend des Nackens; das Licht gleitete darüber hin wie über moirirten Zeug. Wandte sie den Kopf um, so bildeten sich an ihrem Halse prächtige Falten — die Be-

wunderung der Bildhauer. Auf diesem triumphirenden Halse hatte sie ein Köpfchen wie eine römische Kaiserin, den eleganten und feinen, runden und eigenwilligen Kopf der Poppäa; Züge von geistreicher Correctheit, die glatte Stirn der Frauen, welche Sorgen und Nachdenken verjagen, leicht nachgeben, aber auch aufstützig werden wie Maulthiere, und dann auf nichts mehr hören. Diese, gleichsam durch einen einzigen Meißelschlag gehauene Stirn hoben noch mehr schöne blonde Haare, welche vorn fast immer nach römischer Mode in zwei gleichen Massen aufgeschlagen und hinten am Kopfe, um ihn zu verlängern und durch ihre Farbe das Weiß des Halses zu heben, in einen länglichen Knoten gelegt waren. Feine, schwarze, wie von irgend einem chinesischen Maler gezeichnete Brauen rahmten weiche Augenlider ein, in denen sich ein Netz rosenfarbener Fiberchen zeigte. Ihre von einem hellen Lichte entzündeten, aber durch braune Streifungen getigerten Augäpfel gaben ihrem Blicke die schreckliche Starrheit des Wildes und zeugten von der kalten Bosheit der Buhlerin. Ihre herrlichen Gazellenaugen waren schöngrau und mit langen schwarzen Wimpern befranset, ein schöner Gegensatz, der den Ausdruck aufmerksamer und ruhiger Wollust noch merkbarer machte; der Umfang zeigte matte Farbentöne; aber die künstlerische Weise, wie sie den Augapfel in den Winkel oder oben hinauf ins Auge zu schieben verstand, um zu beobachten, oder um das Ansehen zu haben, als denke sie nach, so wie die Art, wie sie ihn festhielt, indem sie ihn seinen vollen Glanz werfen ließ, ohne die Haltung des Kopfes zu verändern, ohne ihrem Gesichte die Unbeweglichkeit zu nehmen (ein auf der Bühne gelernter Kunstgriff), und die Lebhaftigkeit ihrer Blicke,

wenn sie einen ganzen Saal umfaßte, indem sie Jemanden suchte, machte ihre Augen zu den furchtbarsten, sanftesten, außerordentlichsten von der Welt. Die Schminke hatte die köstlichen durchsichtigen Tinten ihrer Wangen, deren Fleisch zart war, vernichtet, aber wenn sie auch nicht mehr erröthen und bleichen konnte, so hatte sie eine dünne Nase mit rosafarbenen, leidenschaftlichen Nasenlöchern, die ganz dazu gemacht waren, die Ironie und Spötterei der Mägde Molière's auszudrücken. Ihr sinnlicher, verschwenderischer Mund, gleich günstig dem Sarkasm, wie der Liebe, war durch die beiden Kanten der Furche, welche die Oberlippe mit der Nase verband, verschönt. Ihr weißes, etwas dickes Kinn verkündigte eine gewisse verliebte Heftigkeit. Ihre Hände und Arme waren einer Fürstin würdig; aber sie hatte einen dicken, kurzen Fuß, das unvertilgbare Zeichen ihrer gemeinen Herkunft. Nie verursachte ein Erbtheil mehr Sorgen. Außer der Amputation hatte Florine Alles versucht, diesen Uebelstand zu heben; ihre Füße waren hartnäckig wie die Bretagner, denen sie ihr Leben verdankte; sie widerstanden allen Gelehrten, allen Behandlungsarten; Florine trug lange Halbstiefeln, inwendig mit Baumwolle besetzt, um ihrem Fuße eine Biegung zu geben; sie war von mittlerer Taille, mit Feistigkeit bedrohet, aber hinlänglich geschweift und wohlgebauet.

Sie verstand sich auf die Schönthuerei und Zänkerei, die Würze und die Katzenkünste ihres Gewerbes aus dem Grunde, und gab ihnen einen besondern Geschmack, indem sie sich kindlich stellte und mit unter ihr treuherziges Lachen philosophische Bosheiten schlüpfen ließ. Dem Anscheine nach unbesonnen, unwissend, war sie doch sehr stark

im Punkte des Wechselwuchers und der Handelsjurisprudenz. Sie hatte, ehe sie zu ihrem zweifelhaften Glücke gelangt war, so viel Elend ertragen! Sie war durch so viele Abenteuer von Etage zu Etage bis zur ersten herabgestiegen! Sie kannte das Leben von demjenigen an, das mit dem Käse von Brie anfängt, bis zu dem, das geringschätzig Ananaspfannkuchen aussaugt — von dem an, das in einer Mansarde mit einem Lehmofen seine Küche und Wäsche selbst besorgt, bis zu dem, welches den ganzen Heerbann der dickwanstigen Häuptlinge und unverschämten Tunkenverderber zusammenruft. Sie hatte den Credit unterhalten, ohne ihn zu tödten. Es war ihr nichts von dem unbekannt, was ehrbare Frauen nicht wissen, sie redete alle Sprachen, sie gehörte wegen ihrer Erfahrung zum Volke, wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit zum Adel. Schwer zu überrumpeln, setzte sie stets Alles voraus, wie ein Spion, wie ein Richter oder ein alter Staatsmann, und konnte also Alles durchdringen. Sie kannte die Ränke, deren man sich gegen die Lieferanten bedienen muß, und die Schliche derselben, und wußte den Preis der Dinge wie ein öffentlicher Taxator. Wenn sie auf ihrem langen Stuhle saß, bleich und frisch wie eine Neuvermählte, eine Rolle in der Hand haltend und sie lernend, so hätte man sagen sollen, es sei ein sechzehnjähriges, naives, unwissendes, schwaches Kind, ohne andern Kunstgriff, wie seine Unschuld. Kam alsdann ein lästiger Gläubiger, so stand sie auf wie ein aufgescheuchtes Reh und stieß einen derben Fluch aus.

„Ei, mein Lieber, Ihre Unverschämtheit ist ein theurer Zins für das Geld, welches ich Ihnen schuldig bin; ich bin

es müde, Sie zu sehen; schicken Sie mir Gerichtsdiener, ich ziehe sie vor!“

Florine gab herrliche Diners und sehr besuchte Concerte und Abendgesellschaften; man spielte daselbst ein Höllenspiel. Ihre Freundinnen waren alle schön. Nie war eine alte Frau bei ihr erschienen; sie kannte die Eifersucht nicht; sie fand darin übrigens ein Geständniß einer Inferiorität. Sie hatte la Torpille, Euphrasia, Aquilina, jene Frauen gekannt, die durch Paris gehen wie der Sohn der heiligen Jungfrau durch die Lüfte, ohne daß man weiß, wohin sie gehen oder woher sie kommen, heute Königinnen, morgen Sklavinnen; dann die Schauspielerinnen, ihre Nebenbuhlerinnen, die Sängerinnen, kurz, jene ganze, ausnahmliche, weibliche Gesellschaft, die so wohlthätig, so anmuthig in ihrem Sorgenfrei ist, deren Zigeunerleben Diejenigen verschlingt, die sich in dem wirbelnden Tanze seiner Verführung, seiner Laune und seiner Verachtung der Zukunft fangen lassen. Obgleich sich bei ihr das Zigeunerleben in seiner ganzen Unordnung entfaltete, so hatte die Königin des Hauses doch mitten unter dem Lachen der Künstlerin zehn Finger und konnte fast besser rechnen, wie irgend einer ihrer Gäste. Dort wurden die geheimen, mit der Politik und dem Finanzwesen gemischten Saturnalien der Literatur und Kunst gefeiert. Dort herrschte das Verlangen unbeschränkt; dort waren Spleen und Grille heilig, wie bei einem Bürger Ehre und Tugend. Dorthin kamen: Blondet, Finot, Emil Lousteau, ihr siebenter Liebhaber, der sich für den ersten hielt, Felician Vernau, der Feuilletonist, Couture, Bixiou, früher Rastignac, Claude Vignon, der Kritiker, der Banquier Nucingen, du Tillet, der Componist

Conti, kurz jene verteufelte Legion der grimmigsten Calculatoren in jeder Gattung; dann die Freunde der Sängerinnen, der Tänzerinnen, der Schauspielerinnen, welche Florinen kannten. Alle diese Menschen haßten oder liebten einander, wie es die Umstände mit sich brachten.

Dieses allgemeine Haus, wo es schon genügte, berühmt zu sein, um Zutritt zu bekommen, war gleichsam das Bordell des Witzes und das Bagno des Verstandes; man kam nur hinein, wenn man vorschriftsmäßig zu seinem Glücke gelangt war; zehn Jahre der Dürftigkeit durchlebt, zwei oder drei Liebschaften erwürgt und durch Bücher oder Gilets, durch ein Drama oder eine schöne Equipage irgend eine Berühmtheit erlangt hatte; man complotirte dort die schlechten Streiche, die zu spielen waren, erforschte die Mittel, zu Vermögen zu gelangen, spottete über die Emeuten, die man Abends zuvor gehegt und gepflegt hatte, und wägte das Steigen und Fallen der Staatspapiere und Wechsel ab. Beim Hinausgehen zog jeder der Männer die Livree seiner Meinung wieder an; er konnte, ohne sich zu compromittiren, seine eigene Partei kritisiren, die Wissenschaft und das Spiel seiner Gegner bekennen, die Gedanken ausdrücken, die Niemand eingestehet, kurz Alles sagen, wie Leute, die Alles thun konnten. Paris ist der einzige Ort in der Welt, wo es solche eklektische Häuser giebt, wo jeder Geschmack, jedes Laster, jede Meinung mit einer anständigen Haltung aufgenommen werden. Es ist daher noch nicht ausgemacht, daß Florine eine Schauspielerin des zweiten Ranges bleibt.

Florinens Leben ist übrigens nicht unthätig und beneidenswerth. Viele Leute, verführt durch das prächtige Piedestal, welches einer Frau das Theater liefert, stehen in der

Meinung, sie feiern ein beständiges Carneval. In der Tiefe vieler Pförtnerhäuschen, unter dem Dache mehr als eines Dachstübchens träumen, nach der Rückkehr aus dem Schauspiele, arme Geschöpfe von Perlen und Diamanten, von Kleidern mit Goldlahn besetzt, und von prächtigen Halsbändern; sehen ihr Haar erleuchtet, stellen sich vor, als werden sie applaudirt, gekauft, angebetet, entführt — aber alle kennen die Wirklichkeit dieses Lebens nicht, das dem Leben eines Pferdes in der Reitbahn ähnlich ist, wo die Schauspielerin bei Strafe Repetitionen, dem Lesen der Theaterstücke, dem beständigen Einstudiren neuer Rollen, unterworfen wird, und zwar zu einer Zeit, wo man jährlich in Paris zweihundert bis dreihundert Stücke spielt.

Während jeder Vorstellung wechselte Florine zwei oder drei Male den Anzug und kam erschöpft, halbtodt in ihre Loge zurück. Sie war dann genöthigt, mit großer Verstärkung des Kosmetik ihre weiße oder rothe Schminke abzunehmen und sich von dem Puder zu befreien, wenn sie eine Rolle des achtzehnten Jahrhunderts gespielt hatte. Kaum hatte sie Zeit zum Diniren gehabt. Wenn eine Actrice spielt, so kann sie sich weder schnüren, noch essen, noch sprechen. Florine hatte nicht mehr Zeit zum Soupiren. Mußte sie nicht bei der Rückkunft aus der Vorstellung, die heutiges Tages bis zum folgenden Tage währt, ihre Nachttoilette machen, ihre Befehle geben? Um ein oder zwei Uhr Morgens zur Ruhe gegangen, mußte sie früh genug aufstehen, um ihre Rollen durchzunehmen, die Anzüge zu bestellen, zu erklären, anzuprobiren, dann zu frühstücken, die Liebesbriefchen zu lesen und zu beantworten, mit den Unternehmern des Beifallklatschens zu arbeiten, um ihr Auf- und Abtreten

zu besorgen, die Rechnung über die Triumphe des vergangenen Monates zu bezahlen, indem sie die des laufenden Monates im Großen kaufte. Zur Zeit des heiligen Genest, eines kanonisirten Comödianten, der seine religiösen Pflichten erfüllte und ein härnes Büßerhemde trug, hat das Theater diese ungeheure Thätigkeit gewiß nicht verlangt. Wenn Florine bisweilen so recht bürgerlich Blumen auf dem Lande pflücken wollte, so war sie genöthigt, sich krank zu melden.

Diese rein mechanischen Beschäftigungen sind noch nichts im Vergleich mit den zu führenden Intriguen, dem Kummer über verletzte Eitelkeit, den von den Schriftstellern zugesprochenen Vorzügen, den weggenommenen oder noch wegzunehmenden Rollen, den Forderungen der Acteurs, den Tücken einer Nebenbuhlerin, dem Zerren des Directors und der Journalisten, die an dem Tage der Vorstellung einen andern Tag dazu verlangten. Bis jetzt ist von der Kunst, dem Ausdrucke der Leidenschaften, den Details der Mimik, den Forderungen der Bühne, wo tausend Lorgnetten die Flecken jedes Glanzes entdecken, und welche das ganze Leben Talma's, Lekains, Barons, Contals, Clairons und Champmeslé's in Anspruch nahmen, noch nicht die Rede gewesen. Hinter diesen höllischen Coulissen hat die Eigenliebe kein Geschlecht: der Künstler, welcher triumphirt — Mann oder Frau — hat die Männer und Weiber gegen sich.

Was das Vermögen betrifft, so deckte Florinens Einkommen, so beträchtlich es auch war, nicht einmal die Kosten für ihre Theatertoilette, die, ohne die Anzüge zu rechnen, eine ungeheure Menge langer Handschuhe und Schuhe erfordert, und die Abendtoilette und die Toilette für die

Stadt nicht entbehrlich macht. Das eine Drittel dieses Lebens gehet mit Betteln, das zweite damit hin, daß man sich hält, das Dritte damit, daß man sich vertheidigt: Alles darin ist Arbeit. Wenn das Glück darin hitzig genossen wird, so kommt dies daher, weil es gleichsam geraubt, selten, lange erharret und durch Zufall mitten unter abscheulichen, gebotenen Freuden und dem Lächeln des Parterre gefunden wird.

Für Florinen war Rudolphs Macht gleichsam ein schützendes Scepter: er ersparte ihr viel Verdrießlichkeiten, viel Sorgen, wie ehemals die großen Herren ihren Maitressen, und heut zu Tage einige Greise, welche sich die Beine ablaufen, um die Hilfe der Journalisten anzuflehen, wenn ein Wörtchen in einem kleinen Journale ihr Idol erschreckt hat: sie hing fester an ihm, wie an einem Liebhaber, sie hing an ihm, wie an einer Stütze, sie sorgte für ihn, wie für einen Vater, sie täuschte ihn, wie einen Ehemann, aber sie hätte ihm Alles geopfert. Rudolph vermochte Alles für ihre Künstlereitelkeit, für die Ruhe ihrer Eigenliebe, für ihre Zukunft am Theater. Ohne die Intervention eines großen Schriftstellers giebt's keine große Schauspielerin: man verdankte die Champmeslé dem Racine, wie die Mars dem Monvel und Andrieux. Florine konnte für Rudolph nichts thun, sie wäre ihm gern nützlich oder nothwendig gewesen. Sie rechnete auf die Lockungen der Gewohnheit, sie war stets bereit, ihre Salons zu öffnen, den Luxus ihrer Tafel für seine Freunde zu entfalten; sie strebte darnach, für ihn das zu sein, was Frau von Pompadour für Ludwig XV. war. Die Schauspielerinnen be-

neideten Florinens Lage, wie einige Journalisten Rudolphs Lage beneideten.

Jetzt werden Diejenigen, welche die Neigung des menschlichen Geistes zu den Oppositionen kennen, wohl begreifen, wie Rudolph nach sieben Jahren dieses kümmerlichen, unsteten Lebens voll von Hohem und Niedrigem, von Festen und Pfändungen, von Nüchternheit und Schwelgerei, zu einer keuschen und reinen Liebe, zu dem sanften, harmonischen Hause einer vornehmen Dame hingezogen wurde, und wie die Gräfin Felix sich sehnte, in ihr, durch zu viel Glück eintönig gewordenes Leben die Stürme der Leidenschaft einzuführen. Dieses Gesetz des Lebens ist das Gesetz aller Künste, die nur durch die Contraste existiren. Das ohne diese Hilfsquelle gemachte Werk ist der höchste Ausdruck des Genies, wie die größte Anstrengung des Christen das Kloster ist.

Als Rudolph nach Hause kam, fand er ein Briefchen, das Florinens Kammermädchen gebracht; ein unbesiegbarer Schlaf erlaubte ihm nicht, es zu lesen. Er legte sich in die frische Wonne der entzückenden Liebe, die in seinem Leben fehlte. Einige Stunden nachher las er in diesem Briefe wichtige Nachrichten, von denen Rastignac und Marsay nichts hatten verlauten lassen. Ein Unbesonnener hatte die Schauspielerin benachrichtigt, daß die Kammer nach der Session aufgelöset werden sollte. Rudolph ging sogleich zu Florinen und ließ Blondet rufen.

In dem Boudoir der Comödiantin analysirten Alfred und Rudolph, die Füße auf den Feuerbecken, die politische Lage Frankreichs im Jahre 1833. Auf welcher Seite war die sicherste Aussicht auf Glück? Sie durchmusterten die reinen Republikaner, die Republikaner mit Präsidentschaft,

die Republikaner ohne Republik, die Constitutionellen ohne Dynastie, die dynastischen Constitutionellen, die conservatorischen Ministeriellen, die absolutistischen Ministeriellen, die Rechte mit Concessionen, die aristokratische Rechte, die legitimistische Rechte, die Heinrich V. anhängende Rechte, die karlistische Rechte. Im Betreff der Partei des Widerstandes und der Bewegung waltete kein Bedenken ob: es war so gut, als wenn über Leben und Tod discutirt wurde.

Zu jener Zeit zeugten eine Menge, für jede Nüance geschaffener Journale von dem politischen Mischmasch, den ein Soldat Koth genannt hat. Blondet, der sinnreichste Kopf der Epoche, aber nur sinnreich für Andere, nie für sich, ähnlich jenen Advocaten, die ihre eigenen Angelegenheiten schlecht betreiben, war erhaben in seinen Privatdiscussionen. Er rieth dem Nathan also, nicht so hastig abtrünnig zu werden.

„Aus alten Monarchieen macht man keine jungen Republiken,“ sagte Napoleon. „Werde also, mein Lieber, der Held, die Stütze, der Schöpfer des linken Centrums der zukünftigen Kammer, und Du wirst in die Politik gelangen. Ist man erst einmal zugelassen, ist man erst in der Regierung, so ist man, was man will, man gehört allen Meinungen an, welche triumphiren!“

Nathan beschloß, ein politisches Tagsblatt zu schaffen, der unumschränkte Herr desselben zu sein, eins jener kleinen Journale, deren es damals genug gab, damit zu verbinden, und Verzweigungen mit einer Revüe zu begründen. Die Presse hatte so Vielen um ihn herum Vermögen verschafft, daß Nathan Blondets Warnung, sich nicht darauf zu verlassen, unbeachtet ließ. Blondet stellte ihm die Speculation

als schlecht vor, so groß war damals die Anzahl der Journale, die einander die Abonnenten streitig machten, so abgenutzt schien ihm die Presse. Im Vertrauen auf seine vorgeblichen Freundschaften und seinen Muth, beharrete Rudolph kühn bei seinem Plane, stand mit einer stolzen Bewegung auf und sprach: „Ich werde Glück machen!“

„Du hast keinen Heller!“

„Ich werde ein Drama schreiben!“

„Es wird durchfallen!“

„Nun, laß es durchfallen.“

Von Blondet, welcher glaubte, er sei verrückt geworden, begleitet, durchstrich er Florinens Wohnung und betrachtete mit gierigem Auge die darin aufgehäuften Reichthümer. Blondet begriff ihn nun.

„Das giebt ungefähr hunderttausend Franks und etwas darüber,“ sprach Alfred.

„Ja,“ sprach Rudolph seufzend vor Florinens kostbarem Bette. „Aber ich wollte lieber mein ganzes Leben lang auf der Boulevards mit Sicherheitsketten handeln, und von gebratenen Kartoffeln leben, als ein Stück aus dieser Wohnung verkaufen.“

„Nicht ein Stück,“ sprach Blondet, „alle! Der Ehrgeiz ist wie der Tod, er muß seine Hand auf Alles legen, er weiß, daß ihm das Leben auf der Ferse folgt.“

„Nein! nein! Von der Gräfin von gestern würde ich Alles annehmen, aber Florinen ihre Hülle nehmen!“

„Ihr Münzhaus umstürzen,“ entgegnete Blondet mit tragischer Miene; „den Stempel zerbrechen, das Prägwerk zerschlagen; es ist eine Sache von Wichtigkeit.“

„So wie ich verstanden,“ sprach Florine, die sich plötz-

lich zeigte, „willst Du Dich, anstatt mit dem Theater, mit der Politik befassen?“

„Ja, mein Kind, ja,“ sprach Rudolph mit treuherziger Miene, faßte sie um den Hals und küßte sie auf die Stirn. „Du hängst das Mäulchen? Wirst Du dabei verlieren? Wird der Minister nicht eher als die Journalist, der Königin der Bretter ein besseres Engagement verschaffen können? Wirst Du nicht Deine Rollen und Deine Urlaube haben?“

„Woher willst Du das Geld nehmen?“ fragte sie.

„Von meinem Oheime,“ entgegnete Rudolph.

Florine kannte Rudolphs Oheim. Dieses Wort symbolisirte den Wucher, wie in der Volkssprache meine Muhme das Pfandleihen bedeutet.

„Beunruhige Dich nicht,“ sagte Blondet, Florinen auf die Schulter klopfend; „ich werde ihm Massols, eines Advocaten, der gern Großsiegelbewahrer werden will, du Tillets, der gern Deputirter sein möchte, Finot's, der noch hinter einem kleinen Journale sitzt, und Plantins, der Maitre des Requêtes werden will und Theil an einer Revúe hat, Beistand verschaffen. Ja, ich will ihn von ihm selbst retten: wir wollen hierher berufen Emil Lousteau, der das Feuilleton, Claude Vignon, der die hohe Kritik machen soll; Felician Vernou wird die Wirthschaftsfrau sein, der Advocat wird arbeiten, du Tillet sich mit dem Säckel und der Industrie befassen, und wir wollen dann sehen, wie weit alle diese vereinigten Willen und Sklaven es bringen.“

„In's Hospital oder in's Ministerium, wohin die an Körper oder Geist ruinirten Männer gehen,“ sprach Rudolph.

„Wann bewirthet Ihr sie?“

„In fünf Tagen.“

„Du wirst mir die erforderliche Summe nennen,“ sprach Florine einfach.

„Aber der Advocat, du Tillet und Rudolph müssen ein jeder hunderttausend Franks haben,“ sagte Blondet. „Auf diese Weise wird das Journal anderthalb Jahre gut gehen, und dies ist die Zeit, sich in Paris zu heben oder zu fallen.“

Florine machte ein Mäulchen der Billigung. Die beiden Freunde bestiegen ein Cabriolet, um die Gäste, die Federn, die Ideen und die Interessen zu kapern.

Die schöne Schauspielerin ließ, ganz für sich allein, vier reiche Kaufleute kommen, die mit Möbeln, Seltenheiten, Gemälden und Kleinodien handelten. Diese Männer traten in dies Heiligthum und inventurirten Alles, wie wenn Florine todt wäre. Sie drohete ihnen mit einem öffentlichen Verkaufe, im Falle sie ihr Gewissen für eine bessere Gelegenheit verschließen sollten.

Sie habe, sprach sie, in einer Rolle einem englischen Lord gefallen, sie wolle deßhalb ihr ganzes Mobiliar verkaufen, um ein ärmliches Ansehen zu bekommen und sich ein prächtiges Hôtel schenken zu lassen, welches sie so möbliren würde, daß sie es mit den Rothschilds aufnehmen könne.

Was sie aber auch that, um sie zu beschwatzen, so gaben sie doch für den ganzen Kram, der hundertundfunfzigtausend Franks werth war, nicht mehr, als siebzigtausend Franks. Florine hätte nicht für zwei Heller davon behalten mögen. Sie versprach, alle sieben Tage für achtzigtausend Franks zu liefern.

„Zu nehmen oder zu lassen,“ sprach sie.

Der Kauf wurde abgeschlossen.

Als die Kaufleute weg waren, hüpfte Florine wie die Hügel des Königs David; sie machte tausend Possen, sie hielt sich nicht für so reich.

Als Rudolph kam, spielte sie die Aergerliche gegen ihn; sie sagte, sie sei im Stiche gelassen, sie hatte nachgedacht: die Männer, meinte sie, gingen nicht ohne Gründe von einer Partei zur andern, vom Theater in die Deputirtenkammer über. Sie müsse eine Nebenbuhlerin haben. Was ist doch der Instinct! Sie ließ sich eine ewige Liebe schwören.

Fünf Tage nachher gab sie das glänzendste Mahl von der Welt. Das Journal wurde bei ihr in Fluthen von Wein und Scherzen, von Schwören der Treue, guter Genossenschaft und ernsthafter Camaraderie getauft. Der Name, der jetzt vergessen ist, wie der Libéral, der Communal, der Départemental, der Garde National, der Fédéral, der Impartial, war auch etwas auf al, dem es aber sehr übel ergehen sollte.

Nach den zahlreichen Beschreibungen von Orgien, welche diese literarische Phase bezeichneten, worin es in den Mansarden, wo sie beschrieben wurden, so wenige gab, ist es schwer, die bei Florinen zu schildern. Ein Wort nur. Um drei Uhr Morgens konnte sich Florine entkleiden und zu Bett gehen, wie wenn sie allein gewesen wäre, obgleich sich Niemand entfernt hatte. Diese Fackeln der Epoche schliefen wie das Vieh.

Als spät am Morgen die Einpacker, Commissionairs und Träger kamen, um den ganzen Luxus der berühmten Schauspielerin abzuholen, fing sie an zu lachen, da sie sahe, wie diese Leute diese Illustrationen wie grobe Möbel anpackten und auf den Fußboden legten. Florine schickte

alle Geschenke, die sie zum Andenken bekommen, zu den Kaufleuten, wo kein Vorübergehender bei ihrem Anblicke wissen konnte, wo und wie diese Blüthen des Luxus bezahlt worden waren. Der Uebereinkunft nach ließ man Florinen bis zum Abende die vorbehaltenen Sachen, ihren Tisch, ihr Bett, ihr Service, um ihren Gästen ein Frühstück vorsetzen zu können. Nachdem die schönen Geister unter den eleganten Vorhängen des Reichthums eingeschlafen waren, wachten sie zwischen den kalten, entmöbelten Wänden der Dürftigkeit wieder auf, und sahen daran die Nägelmaale und die mißstimmenden Bizarrerien, die unter den Wandbehängen sind, wie der Bindfaden hinter den Operndecorationen.

„Hört, Florine, das arme Mädchen ist gepfändet!“ rief Bixiou, einer der Gäste. „Greift in die Taschen, eine Subscription!“

Bei diesen Worten war die ganze Gesellschaft auf den Beinen. Alle geleerten Taschen gaben im Ganzen siebenunddreißig Franks, welche Rudolph spöttisch zu der Lachenden trug. Die glückliche Buhlerin erhob ihr Haupt von dem Kopfkissen, und zeigte auf dem Betttuche eine Masse Bankbillets, so dick, wie zu den Zeiten, da die Kopfkissen der Buhlerin jährlich im Durchschnitte noch so viel einbringen konnten. Rudolph rief Blondet.

„Ich hab's begriffen,“ sprach Blondet. „Die Schelmin hat sich selbst ausgepfändet, ohne es uns zu sagen. Schön, mein Engelchen!“

Die Freunde, welche noch da waren, trugen die Schauspielerin im Nachtanzuge triumphirend in den Speisesaal. Der Advocat und die Banquiers hatten sich entfernt. Abends erntete Florine den rauschendsten Beifall im Thea-

ter. Das Gerücht von ihrem Opfer war im Saale umgelaufen.

„Ich möchte mich doch lieber meines Talentes wegen applaudirt sehen,“ sprach ihre Nebenbuhlerin im Foyer zu ihr.

„Bei einer Künstlerin, die bis jetzt nur wegen ihrer Güte applaudirt worden, ist dies ein sehr natürlicher Wunsch,“ entgegnete Florine.

Abends hatte das Kammermädchen Florinen in Rudolphs Wohnung in der Quergasse Sandrié gebracht. Der Journalist mußte in dem Hause bleiben, wo die Bureaux des Journales eingerichtet wurden.

Dies war die Nebenbuhlerin der aufrichtigen, unbescholtenen Frau von Vandenesse. Die Laune Rudolphs vereinigte, wie durch einen Ring, die Gräfin mit der Comödiantin — ein furchtbares Band, das unter Ludwig XV. eine Herzogin durchschnitt, indem sie die Lecouvreur einkerkern ließ — eine sehr begreifliche Rache, wenn man die Größe der Beleidigung bedenkt.

VI. Die Liebe im Handgemenge mit der Welt.

Florine war der beginnenden Liebe Rudolphs nicht hinderlich. Sie sahe voraus, daß bei der schwierigen Unternehmung, in die sie sich warf, öfter Geldmangel eintreten würde, und verlangte einen halbjährigen Urlaub. Rudolph nahm sich der Unterhandlung lebhaft an, so daß sie gelang und er dadurch Florinen noch theurer wurde. Mit dem gesunden Verstande des Bauers in der Fabel von La Fontaine, der, während die Edelleute mit einander plauderten, das Mittagsessen sicherte, machte sich die Schauspielerin auf den Weg, in der Provinz und im Auslande Reiser zu schneiden, um den großen Mann zu unterhalten, während er auf die Staatsgewalt Jagd machte.

Bis jetzt haben sich nur wenige Maler an das Gemälde der Liebe gemacht, wie sie in den höhern socialen Sphären ist, voll von Größe und Elend, furchtbar in ihren durch die albernsten, gemeinsten Zufälle unterdrückten Wünschen, oft durch die Müdigkeit zerrissen. Vielleicht wird man es hier in einigen Streiflichtern sehen.

Seit dem Tage nach dem von Lady Dudley gegebenen Balle glaubte sich Marie, ohne die schüchternste Erklärung gegeben oder empfangen zu haben, nach dem Programme ihrer Träume von Rudolph geliebt, und Rudolph wußte,

daß er von Marien zum Geliebten erwählt worden. Obgleich weder der Eine, noch die Andere zu dem Verfalle gekommen, da die Männer und die Frauen die Präliminarien abkürzen, so eilten doch Beide schnell zum Ziele. Mit Genüssen gesättigt, strebte Rudolph nach der idealen Welt, während Marie, der gar kein Gedanke an einen Fehltritt einkam, sich es gar nicht einbildete, daß sie aus derselben herausgehen könnte. Auf diese Weise war eigentlich keine Liebe unschuldiger und reiner, wie die Liebe Rudolphs und Mariens; aber keine war überwiegender und wonniger im Gedanken.

Die Gräfin war von Ideen erfaßt worden, die zwar der Ritterzeit würdig, aber völlig modernisirt waren. Im Geiste ihrer Rolle war ihres Mannes Widerwille gegen Nathan kein Hinderniß ihrer Liebe mehr. Je weniger Achtung Rudolph verdient hätte, desto größer wäre sie gewesen. Die feurige Unterredung des Dichters hatte mehr Anklang in ihrem Busen, als in ihrem Herzen gefunden. Auf die Stimme des Verlangens war die christliche Liebe erwacht. Diese Göttin der Tugenden heiligte in den Augen der Gräfin die Wallungen, die Freuden, die gewaltige Wirkung der sinnlichen Liebe. Sie fand es schön, für Rudolph eine menschliche Vorsehung zu sein. Welch ein süßer Gedanke! mit ihrer weißen, schwachen Hand diesen Coloß aufrecht zu halten, dessen thönerne Füße sie nicht sahe — dahin Leben zu werfen, wo es fehlte — insgeheim die Schöpferin eines großen Glückes zu sein — einem Manne von Genie dazu behilflich zu sein, mit dem Schicksale zu kämpfen und es zu bändigen — ihm seine Schärpe zu dem Turniere zu sticken — ihm Waffen zu verschaffen — ihm das Amulet gegen

die Hexereien und den Balsam für die Wunden zu geben! Bei einer Frau, erzogen wie Marie, religiös und edel wie sie, mußte die Liebe eine wollüstige Barmherzigkeit sein. Daher kam der Grund ihrer Kühnheit. Die reinen Gefühle compromittiren sich mit einer stolzen Verachtung, welche der Schamlosigkeit der Buhlerinnen gleicht.

Seitdem sie durch eine verfängliche Distinction überzeugt war, sie verstoße nicht gegen die eheliche Treue, stürzte sich die Gräfin also völlig in das Vergnügen, Rudolph zu lieben. Die geringsten Kleinigkeiten des Lebens erschienen ihr nun reizend. Aus ihrem Boudoir, in welchem sie an ihn denken wollte, machte sie ein Heiligthum. Sogar ihr niedliches Schreibzeug erweckte in ihrer Seele tausend Freuden der Correspondenz, sie mußte ja bald Briefe lesen, versiegeln, beantworten! Die Toilette, diese herrliche Poesie des weiblichen Lebens, von ihr erschöpft oder verkannt, erschien wieder, mit einer bis dahin unbemerkten Magie begabt. Die Toilette wurde plötzlich für sie, was sie für alle Frauen ist — eine beständige Offenbarung des intimen Gedankens, eine Sprache, ein Symbol. Wie viel Genüsse in einem, um ihm zu gefallen, ihm Ehre zu machen, ausgedachten Putze! Sie überließ sich ganz naiv jenen reizenden Kleinigkeiten, welche das Leben der Pariserinnen so sehr in Anspruch nehmen und Allem, was man bei und an ihnen siehet, so weite Bedeutungen geben. Nur wenige Frauen gehen, ihretwegen allein, zu den Seidenhändlern, Modewaarenhändlern u. s. w. Wenn sie alt sind, denken sie nicht mehr daran, sich zu putzen. Siehet man auf der Straße irgend eine Frau einen Augenblick vor dem Glase eines Aushängekastens verweilen, so prüfe man sie gehörig.

„Wird er mich hierin besser finden? ist eine Phrase, welche auf der leuchtenden Stirn, in den von Hoffnung glänzenden Augen, in dem um die Lippen spielenden Lächeln zu lesen ist.“

Der Ball bei Lady Dudley hatte an einem Sonnabend stattgefunden; von der Gewißheit, Rudolph dort zu sehen, ging die Gräfin den Montag darauf in die Oper.

Rudolph stand wirklich auf einer der Treppen, die zu den Sitzen des Amphitheaters hinunterführen. Er schlug die Augen nieder, als die Gräfin in ihre Loge trat. Mit welcher Wonne bemerkte Frau von Vandenesse die neue Sorgfalt, welche ihr Geliebter auf seine Toilette verwendet hatte? Dieser Verächter der Gesetze der Eleganz zeigte ein sorgfältig gelocktes, von Parfüms glänzendes Haar; sein Gilet war nach der Mode, sein Halstuch war schön eingebunden und sein Vorhemd zeigte untadelige Falten. Unter den, nach der damaligen Sitte, gelben Handschuhen schienen seine Hände sehr weiß zu sein. Rudolph hatte die Arme auf der Brust gekreuzt, wie wenn er da stände, um sich malen zu lassen, er war herrlich in seiner Gleichgültigkeit gegen den ganzen Saal, und voll schlecht verhaltener Ungeduld. Seine Augen, obgleich gesenkt, schienen nach der mit rothem Sammet beschlagenen Lehne gerichtet, auf welcher Mariens Arm ruhete. Felix, der in dem andern Winkel der Loge saß, drehete damals dem Nathan den Rücken zu. Die geistreiche Gräfin hatte sich so gesetzt, daß sie auf die Säule, an welche sich Rudolph mit dem Rücken lehnte, herabschauen konnte. In einem Momente hatte sie also diesen Mann von Geist dahin gebracht, daß er seinen Cynismus im Punkte der Kleidung abschwor. Die gemeinste, wie die

vornehmste Frau, ist trunken vor Freude, wenn sie in irgend einer dieser Verwandlungen die erste öffentliche Anerkennung ihrer Gewalt siehet. Jede Veränderung ist ein Geständniß der Dienstbarkeit.

„Sie hatten Recht, es liegt ein großes Glück darin, verstanden zu werden," sprach sie zu sich, indem sie an ihre abscheulichen Lehrerinnen dachte.

Als die beiden Liebenden mit jenem schnellen Blicke, der Alles siehet, den Saal überschauet hatten, wechselten sie einen Blick des Einverständnisses mit einander. Es war Beiden, wie wenn ein himmlischer Thau ihre durch die Erwartung verbrannten Herzen erfrischt hätte.

„Ich stehe hier seit einer Stunde in der Hölle, und jetzt öffnen sich die Himmel," sagten Rudolphs Augen.

„Ich wußte, daß Du da warest, aber bin ich frei?" sprachen die Augen der Gräfin.

Die Diebe, die Spione, die Verliebten, die Diplomaten, kurz alle Sklaven kennen allein die Hilfsquellen und Genüsse des Blickes. Sie allein wissen, wie viel Verstand, Sanftmuth, Witz, Zorn, Verruchtheit in den Modificationen dieses seelenvollen Lichtes liegt.

Rudolph fühlte, daß seine Liebe sich gegen den Druck der Nothwendigkeit auflehnte, bei dem Anblicke der Hindernisse größer wurde. Zwischen der Treppenstufe, auf der er stand, und der Loge der Gräfin Felix von Vandenesse, war nur ein Raum von kaum dreißig Fuß, und es war ihm unmöglich, diesen Raum wegzuschaffen. Einem hitzigen Manne, der bis dahin nur wenig Raum zwischen einem Wunsche und dem Vergnügen gefunden, flößte dieser feste, aber unübersteigliche Abgrund das Verlangen ein, mit einem Tigersatze

bis zu der Gräfin zu springen. In einem Paroxysmus der Wuth versuchte er es, leise aufzutreten. Er grüßte die Gräfin sichtbar; aber diese antwortete durch eine jener leichten Kopfneigungen voll Verachtung, mit denen die Frauen ihren Anbetern die Lust benehmen, wieder anzufangen. Der Graf Felix drehete sich um, um zu sehen, wer sich an seine Frau gewandt. Er bemerkte Nathan, grüßte ihn nicht, schien von ihm Rechenschaft für seine Kühnheit zu fordern, und drehete sich langsam um, indem er einige Worte sprach, durch die er wahrscheinlich die falsche Verachtung der Gräfin für Nathan billigte. Die Thür der Loge war für Nathan, der auf Felix einen furchtbaren Blick warf, offenbar verschlossen. Diesen Blick würde ein Jeder durch eins der Worte Florinens verdolmetscht haben: „Du, Du wirst bald Deinen Hut nicht mehr aufsetzen können!"

Frau von Espard, eine der impertinentesten Frauen jener Zeit, hatte von ihrer Loge aus Alles gesehen; sie erhob ihre Stimme, indem sie irgend ein unbedeutendes Bravo sprach. Rudolph, über welchem sie war, drehete sich endlich um, grüßte sie, und erhielt von ihr ein gütiges Lächeln, welches ihm so gut zu sagen schien: „Wenn man Sie von dort verjagt, so kommen Sie hierher!" daß Rudolph seine Säule verließ und der Frau von Espard einen Besuch abstattete. Es that ihm Noth, sich dort zu zeigen, um diesem kleinen Herrn von Vandenesse zu lehren, daß die Berühmtheit den Adel aufwiegt, und daß vor Nathan sich alle bewappneten Thüren öffneten. Die Marquise nöthigte ihn, sich vorn hin, ihr gegenüber, zu setzen. Sie wollte ihn auf die Folter spannen.

„Frau Felix von Vandenesse ist heute Abend entzü-

ckend," sprach sie, ihn wegen dieser Toilette, wie wegen eines von ihm Abends vorher herausgegebenen Buches becomplimentirend.

„Ja," sprach Rudolph mit Gleichgültigkeit; „die Marabouts stehen ihr wundervoll; aber sie ist ihnen sehr getreu, sie trug dieselben schon ehegestern," fügte er mit freier Miene hinzu, „um durch diese Kritik die reizende Mitschuld abzulehnen, deren ihn die Marquise anklagte.

„Kennen Sie das Sprichwort?" entgegnete sie: „Es giebt kein schönes Fest ohne den folgenden Tag."

Im Spiele der Antworten sind die literarischen Celebritäten nicht immer so stark, wie die Marquisen.

Rudolph beschloß, sich dumm zu stellen, die letzte Hilfsquelle der Leute von Geist.

„Für mich ist das Sprichwort wahr," sprach er, die Marquise mit galanter Miene ansehend.

„Ihr Wort kommt zu spät, mein Lieber, als daß ich's annehmen sollte," entgegnete sie lachend. „Zieren Sie sich nicht so! Still, Sie haben gestern Morgen auf dem Balle Frau von Vandenesse in Marabouts reizend gefunden! sie weiß dies, und hat sie Ihretwegen wieder aufgesteckt. Sie liebt Sie, Sie beten dieselbe an; dies ist zwar ein wenig schnell, aber ich sehe darin nur sehr Natürliches. Wenn ich mich täuschte, so würden Sie nicht einen Ihrer Handschuhe zusammendrehen, wie ein Mann, der wüthend darüber ist, daß er anstatt in der Loge seines Idols, von der er durch eine officielle Verachtung abgewiesen ist, bei mir sich befindet, und das ganz leise sagen hört, was er gern recht laut gesagt hören möchte."

Rudolph drehete in der That einen seiner Handschuhe

zusammen und zeigte eine erstaunlich weiße Hand. „Sie hat von Ihnen," sprach sie, diese Hand auf die impertinenteste Weise betrachtend, „Opfer erlangt, die Sie der Gesellschaft nicht einmal brachten. Sie muß über ihr Glück entzückt sein, und wird sich wahrscheinlich etwas darauf zu Gute thun; ich aber an ihrer Stelle würde dies noch mehr thun. Sie war nur eine witzige Frau, und wird nun für eine Frau von Genie gelten. Sie werden sie uns in irgend einem köstlichen Buche, wie Sie dieselben zu machen verstehen, schildern. Mein Lieber, vergessen Sie Vandenesse nicht darin; thun Sie es meinetwegen. Wahrhaftig, er ist seiner zu gewiß. Ich würde diese strahlende Miene dem olympischen Jupiter, dem einzigen mythologischen Gotte, der, wie man sagt, von jedem Unfalle frei ist, nicht einmal verzeihen."

„Gnädige Frau," rief Rudolph, „Sie schreiben mir eine sehr gemeine Seele zu; wenn Sie meinen, daß ich mit meinen Gefühlen, mit meiner Liebe trödele. Ich würde dieser literarischen Niederträchtigkeit die englische Mode vorziehen, nach welcher ein Mann seiner Frau einen Strick um den Hals legt, und sie zu Markte führt."

„Aber ich kenne Marien; sie wird Sie darum bitten."

„Sie ist dessen unfähig!" sprach Rudolph mit Wärme.

„Sie kennen dieselbe also genau?"

Nathan lachte über sich selbst, über sich, den Scenenmacher, der sich in einem Scenenspiele hatte fangen lassen.

„Die Comödie ist nicht mehr dort," sprach er, auf das Theater zeigend; „sie ist bei Ihnen."

Er nahm seine Lorgnette und begann, des Anstands wegen, den Saal zu prüfen.

„Sind Sie böse?" sprach die Marquise, ihn von der

Seite ansehend. „Sollte ich nicht immer Ihr Geheimniß gekannt haben? Wir werden leicht Frieden machen. Kommen Sie zu mir, ich empfange jeden Mittwoch, die liebe Gräfin wird keine einzige Soiree verfehlen, wenn sie weiß, daß Sie da sind. Ich werde dabei gewinnen. Bisweilen sehe ich sie zwischen vier und fünf Uhr, ich will gütig sein und Sie zu der kleinen Anzahl von guten Freunden hinzufügen, die ich zu dieser Stunde zulasse."

„Da sehe man, wie die Welt ist," sprach Rudolph; „man sagte, Sie wären eine böse Frau!"

„Ich!" sprach sie; „ich bin's zu gelegener Zeit. Muß man sich nicht vertheidigen? Aber Ihre Gräfin, die bete ich an; Sie werden zufrieden mit ihr sein, sie ist reizend; und dann werden Sie der Erste sein, dessen Name mit jener kindlichen Freude, die alle Verliebte, selbst die Corporale, antreibt, ihre Namen in die Rinde der Bäume einzugraben, in ihr Herz eingegraben wird. Die erste Liebe einer Frau ist eine köstliche Frucht. Sehen Sie, nachher liegt Wissenschaft in unsrer Zärtlichkeit, in unsrer Sorgfalt. Eine alte Frau wie ich, kann Alles sagen, sie fürchtet nichts mehr, nicht einmal einen Journalisten. Nun wohl, im Spätsommer des Lebens verstehen wir es, die Männer glücklich zu machen; wenn wir aber zu lieben anfangen, so sind wir glücklich, und verschaffen denselben tausend Freuden; bei uns ist dann Alles zum Entzücken unerwartet, das Herz ist voll Naivetät. Sie sind ein zu großer Dichter, als daß Sie nicht die Blüthen der Frucht vorziehen sollten. Wir wollen uns in einem halben Jahre wieder sprechen."

Wie alle Schuldigen, so legte sich auch Rudolph aufs Läugnen; aber hierdurch gab er der gewaltigen Kämpferin

nur neue Waffen und er ward bald in die Schlingen der geistreichsten, gefährlichsten der Unterredungen, durch die sich die Pariserinnen auszeichnen, verwickelt. Er fürchtete, sich Geständnisse ablocken zu lassen, welche die Gräfin sogleich zum Gegenstande ihrer Neckereien gemacht haben würde, und entfernte sich klüglich, als er die Lady Dudley eintreten sahe.

„Nun," sprach die Engländerin zu der Marquise, „wie weit sind sie mit einander gekommen."

„Sie sind vernarrt in einander; Nathan hat mir's eben gesagt."

„Ich wollte, er wäre noch häßlicher," entgegnete Lady Dudley, welche auf den Grafen Felix einen Natternblick warf. „Uebrigens ist er doch, was er nach meinem Willen sein sollte; er ist der Sohn eines jüdischen Althändlers, der als Bankerotteur in den ersten Tagen seiner Ehe starb; aber seine Mutter war katholisch und hat unglücklicherweise einen Christen aus ihm gemacht."

Diese Herkunft, welche Nathan so sorgfältig verhehlt, hatte Lady Dudley vor Kurzem erfahren; sie freuete sich schon im Voraus auf das Vergnügen, deßhalb irgend ein furchtbares Epigramm gegen Vandenesse zu schleudern.

„Und ich habe ihn zu mir eingeladen!" sprach die Marquise.

„Habe ich ihn nicht gestern auch bei mir gehabt?" sagte die Lady. „Es giebt, mein Engel, Freuden, die uns sehr theuer zu stehen kommen."

Die Nachrichten von Rudolphs und der Gräfin von Vandenesse gegenseitiger Liebe liefen diesen Abend in der Gesellschaft um, jedoch nicht ohne Einreden und Zweifel dage-

gen; aber die Gräfin ward von ihren Freundinnen, Lady Dudley, Frau von Espard und Frau von Manerville, mit einer ungeschickten Wärme vertheidigt, die diesem Gerüchte einige Glaubwürdigkeit geben konnte.

Von dem Bedürfnisse besiegt, ging Rudolph am bestimmten Abende zu der Marquise von Espard, wo er gute Gesellschaft traf. Da Felix seine Frau nicht begleitete, so konnte Rudolph mit Marien einige Worte wechseln, die durch ihren Ton ausdrucksvoller waren, wie durch die Ideen.

Mitten in dieser Gesellschaft hatten Beide also als einziges Vergnügen nur jene Regungen, welche die Stimme, die Ideen, die Geberden, die Haltung einer geliebten Person erzeugen, und die dann so tief eingesogen werden. Die Seele klammert sich gewaltsam an Kleinigkeiten. Bisweilen heften sich die Augen auf denselben Gegenstand und incrustiren so gleichsam einen gefaßten, begriffenen Gedanken. Man bewundert während einer Unterredung den leicht vorgestreckten Fuß, die Hand, welche zuckt, die Finger, welche auf eine bedeutsame Weise irgend ein Spiel treiben. Es sind nicht mehr die Ideen und die Sprache, sondern die Dinge, welche reden; sie reden so lange, daß oft ein verliebter Mann Andern die Sorge überläßt, eine Tasse, die Zuckerdose zum Thee, oder irgend etwas Anderes herbeizubringen, was die Frau, die er liebt, zu haben wünscht, weil er fürchtet, seine Verwirrung jenen Augen bloß zu stellen, die nichts zu sehen scheinen und Alles sehen. Myriaden unvernünftiger Wünsche, gewaltsamer Gedanken gehen erstickt in die Blicke über. Dann bekommen die den tausend Augen des Argus entzogenen Händedrucke die Beredtsamkeit eines langen Briefes und die Wollust eines Kusses. Die

Liebe wächst dann durch Alles, was sie sich versagt. Endlich werden diese öfter verwünschten, als durchbrochenen Schranken umgehauen und ins Feuer geworfen, um es zu unterhalten. Dann können die Frauen die Ausdehnung ihrer Macht in der Kleinheit sehen, zu der eine unermeßliche Liebe gelangt, die sich um sich selbst drehet und wendet, sich in einen getrübten Blick, in einer nervösen Contraction, hinter einer abgedroschenen Höflichkeitsformel versteckt. Wie oft hat man nicht schon auf der letzten Stufe der Treppe durch ein einziges Wort die unbekannten Qualen, die unbedeutenden Reden eines ganzen Abends belohnt? Rudolph, der sich wenig um die Gesellschaft kümmerte, ließ seinen Zorn in der Rede aus und ward funkelnd. Ein Jeder hörte das Gebrüll, das der Widerspruch erzeugte, den so wenige Künstler zu ertragen wissen. Diese Wuth à la **Roland**, dieser Geist, der Alles zerbrach, zerschmetterte, indem er sich des Epigrammes wie einer Keule bediente, berauschte Marien und belustigte die Gesellschaft, wie wenn man einen wüthenden Stier in einem spanischen Circus gesehen hätte.

„Und wenn Du auch Alles niederschlägst, so schaffst Du doch keine Einsamkeit um Dich herum,“ sprach Blondet zu ihm.

Diese Worte gaben dem Rudolph die Geistesgegenwart wieder und er hörte auf, seine Aufreizung zur Schau zu geben.

Die Marquise präsentirte ihm eine Tasse Thee und sagte laut genug, daß es die Gräfin von Vandenesse hören konnte: „Sie sind wahrlich sehr belustigend, besuchen Sie mich doch bisweilen um vier Uhr.“

Den Rudolph beleidigte das Wort belustigend, obgleich

es gewählt war, um der Einladung zum Passe zu dienen. Er fing an zuzuhören, wie jene Schauspieler, welche anstatt auf der Bühne zu sein, in den Saal sehen. Blondet hat Mitleid mit ihm.

„Mein Lieber,“ sprach er, ihn in einen Winkel führend, „Du benimmst Dich in der Gesellschaft, wie wenn Du bei Florinen wärest. Hier wird man nie hitzig, macht keine langen Artikel, sondern sagt von Zeit zu Zeit ein geistreiches Wort, nimmt in dem Augenblicke, da man die größte Lust verspürt, die Leute aus dem Fenster zu werfen, eine ruhige Miene an, spottet sanft, stellt sich, als zeichne man die Frau aus, die man anbetet und schreiet nicht wie ein Esel mitten auf der Heerstraße. Hier, mein Freund, liebt man nach der Formel. Entweder entführe Frau von Vandenesse oder zeige Dich als Edelmann. Du bist zu verliebt in eins Deiner Bücher.“

Nathan hörte mit gesenktem Kopfe zu; er war wie ein in Netzen gefangener Löwe.

„Ich werde dies Haus mit keinem Fuße wieder betreten,“ sagte er. „Diese Marquise von Papiermaché verkauft mir ihren Thee zu theuer. Belustigend! Ich begreife jetzt, warum Saint-Just alle solche Leute guillotinirte!“

„Du wirst morgen wieder hierher kommen.“

Blondet hatte wahr gesprochen. Die Leidenschaften sind eben so feig, wie grausam. Am andern Tage, nachdem er lange zwischen dem „Gehe ich“ und „Gehe ich nicht“ geschwankt, verließ Rudolph seine Genossen mitten in einer wichtigen Discussion und eilte in die Vorstadt Saint-Honoré zu Frau von Espard. Als er, während er den Kut-

scher bezahlte, Rastignacs glänzende Equipage kommen sahe, ward Nathans Eitelkeit verletzt; er beschloß, sich auch ein elegantes Cabriolet anzuschaffen.

Die Equipage der Gräfin stand auf dem Hofe. Bei diesem Anblicke blähete sich Rudolphs Herz vor Vergnügen auf. Marie ging unter dem Drucke ihrer Wünsche so regelmäßig, wie der Weiser einer durch eine Feder belebten Uhr.

Sie saß in der Ecke des Kamins des kleinen Salons in einem Sessel. Anstatt den Nathan anzusehen, als er eintrat, betrachtete sie ihn im Spiegel, da sie überzeugt war, daß die Hausherrin sich gegen sie wenden würde. Umstellt, wie sie es in der Welt wird, muß die Liebe zu solchen kleinen Schlichen ihre Zuflucht nehmen; sie giebt den Spiegeln, den Muffen, den Fächern, einer Menge von Dingen Leben, deren Nutzen anfänglich nicht sogleich einleuchtet; welche aber viele Frauen gebrauchen, ohne sich ihrer zu bedienen.

„Der Herr Minister,“ sagte Frau v. Espard zu Nathan, indem sie ihm den v. Marsay mit einem Blicke vorstellte, „behauptete in dem Augenblicke, da Sie eintraten, daß die Royalisten und Republikaner mit einander einverstanden wären; Sie müssen doch etwas davon wissen?“

„Was wäre Schlimmes dabei, wenn dies auch der Fall wäre? Wir hassen denselben Gegenstand, wir stimmen in unserm Hasse überein, und sind in unserer Liebe verschieden. Das ist das Ganze.“

„Dieses Bündniß ist wenigstens bizarr,“ entgegnete von Marsay, indem er die Gräfin Felix und Rudolph in einen Blick einhüllte.

„Sie wird nicht lange dauern,“ sprach Rastignac, der ein wenig zu viel an die Politik dachte, wie alle Neuangestellten.

„Was sagen Sie dazu, meine Liebe?“ fragte Frau v. Espard die Gräfin.

„Ich verstehe nichts von der Politik.“

„Sie werden schon etwas davon lernen und dann doppelt unsre Feindin sein, gnädige Frau,“ versetzte von Marsay.

Nathan und Marie begriffen diese Worte erst, als von Marsay fort war. Rastignac folgte ihm, und Frau von Espard begleitete sie bis an die Thür ihres ersten Salons. Die beiden Liebenden dachten nicht mehr an die Epigramme des Ministers, sie sahen sich nun einige Minuten reich. Marie reichte ihre hastig vom Handschuh entblößte Hand dem Rudolph, der sie faßte und küßte, wie wenn er erst achtzehn Jahre alt gewesen wäre. Die Augen der Gräfin drückten eine edle, so vollkommene Zärtlichkeit aus, daß in Rudolphs Augen jene Thräne trat, welche nervöse Männer stets zu ihrem Dienste finden.

„Wo kann ich Sie sehen, wo Sie sprechen?“ sagte er. „Ich würde sterben, wenn ich immer meine Stimme, meinen Blick, mein Herz, meine Liebe verstellen müßte.“

Durch diese Thräne gerührt, versprach Marie, stets, wenn das Wetter nicht zu abscheulich wäre, im Wäldchen von Boulogne spazieren zu gehen. Dieses Versprechen verursachte dem Rudolph mehr Glück, als ihm Florine in fünf Jahren verschafft hatte.

„Ich habe Ihnen so viel zu sagen! Ich leide so sehr durch das Stillschweigen, wozu wir verdammt sind!“

Wie trunken sahe ihn, als die Marquise zurückkam, die Gräfin an, ohne ihm antworten zu können.

„Wie, Sie haben dem von Marsay nichts antworten können?“ sprach die eintretende Marquise.

„Man muß die Todten ehren,“ antwortete Rudolph. „Sehen Sie nicht, daß er verscheidet? Rastignac ist sein Krankenwärter, er hofft, in sein Testament eingesetzt zu werden.“

Die Gräfin gab vor, sie müsse Besuche machen und wollte sich entfernen, um sich nicht zu compromittiren. Für diese Viertelstunde hatte Rudolph seine kostbarste Zeit, seine höchsten Interessen geopfert.

Marie kannte noch nicht die Details dieses mit den complicirtesten Geschäften, mit den dringendsten Arbeiten gemischten Lebens des Vogels auf dem Zweige. Wenn zwei durch eine ewige Liebe mit einander vereinigte Wesen ein durch die Schleifen des Vertrauens, durch die gemeinschaftliche Prüfung der entstandenen Schwierigkeiten jeden Tag enger geknüpftes Leben führen; wenn zwei Herzen Abends und Morgens ihren Kummer gegen einander austauschen, wie der Mund die Seufzer austauscht, auf dieselbe Angst gefaßt sind, bei dem Anblicke eines Hindernisses mit einander klopfen, so wird dann Alles gerechnet; eine Frau weiß, wie viel Liebe in einer vermiedenen Verzögerung, wie viel Anstrengung in einem schnellen Laufe liegt, sie beschäftigt sich, gehet, kommt, hofft, beunruhigt sich mit dem beschäftigten, gequälten Manne. Ihr Murren richtet sie an die Dinge, sie zweifelt nicht, sie kennt und würdigt die Details des Lebens. Aber beim Beginnen einer Liebe, wo sich so viel Hitze, so viel Mißtrauen, so viel Forderun-

gen entfalten, wo der Eine den Andern nicht kennt — aber bei müßigen Frauen, an deren Thür die Liebe immer Schildwache stehen muß; aber bei denen, welche ihre Würde zu hoch anschlagen und in Allem, selbst wenn sie einen Fehler, der einen Mann ruiniren kann, befehlen, gehorcht sein wollen — da führt die Liebe zu unserer Zeit in Paris unmögliche Arbeiten mit sich. Die Weltfrauen sind unter der Herrschaft der Traditionen des achtzehnten Jahrhunderts geblieben, wo Jeder eine sichere, bestimmte Stellung hatte. Wenige Frauen kennen die Verlegenheiten der Existenz der meisten Männer, die sich sämmtlich eine Stellung, einen zeitgemäßen Ruhm schaffen, ein Glück begründen müssen. Heuer lassen sich die Leute zählen, deren Glück fest stehet; die Greise allein haben Zeit zum Lieben, die jungen Leute rudern, gleich dem Nathan, auf den Galeeren des Ehrgeizes.

Die Frauen haben sich noch nicht in diese Veränderung der Sitten ergeben; sie leihen die Zeit, welche sie zu viel haben, denen, die nicht genug haben; sie denken sich keine andern Beschäftigungen, keine andern Zwecke wie die ihrigen. Und hätte der Geliebte die lernäische Hydra besiegt, um Glück zu machen, so würde er doch nicht das geringste Verdienst haben; Alles verschwindet vor dem Glücke, ihn zu sehen, sie wissen ihm nur für ihre Wallungen Dank, ohne sich darnach zu erkundigen, wie viel sie kosten. Haben sie in ihren müßigen Stunden eine jener Kriegslisten erfunden, die ihnen zu Gebote stehen, so lassen sie dieselbe glänzen wie ein Kleinod. Man hat die Eisenstäbe irgend einer Nothwendigkeit durchbrochen, während sie die Klapphandschuhe anzogen und den Mantel einer List umhängen; ihnen gebührt die Palme, und man mache sie ihnen ja nicht strei-

tig! Uebrigens haben sie Recht: warum sollte man nicht Alles für eine Frau zerbrechen, die Alles für uns durchbricht. Sie fordern eben so viel, wie sie geben.

Als Rudolph zurückkam, bemerkte er, wie schwer es ihm werden würde, in der Gesellschaft einen Liebeshandel, neben dem sechsspännigen Journalistenwagen, seinen Theaterstücken und gesunkenen Angelegenheiten zu gleicher Zeit zu leiten.

„Das Journal wird heute Abend abscheulich sein,“ sprach er; „es ist kein Artikel von mir darin, und es ist noch obenein erst die zweite Nummer!“

Frau Felix von Vandenesse ging drei Mal in das Wäldchen von Boulogne, ohne Nathan zu sehen; sie kam unruhig, in Verzweiflung nach Hause zurück. Nathan wollte daselbst nicht anders erscheinen, als in dem Glanze eines Fürsten der Presse. Er verwendete die ganze Woche darauf, zwei Pferde, ein Cabriolet und einen anständigen Kutscher auszusuchen, seine Genossen von der Nothwendigkeit der Schonung einer so kostbaren Zeit, wie die seinige war, zu überzeugen und die Kosten für seine Equipage mit unter die allgemeinen Kosten des Journales zu setzen. Seine Genossen Massol und du Tillet willigten so gefällig in sein Verlangen, daß er sie für die besten Kerle von der Welt hielt.

Ohne diese Hilfe wäre das Leben für Rudolph unmöglich geworden. Es wurde übrigens, obgleich mit den köstlichsten Freuden der idealischen Liebe gemischt, so rauh und streng, daß viele Leute, selbst solche, welche die beste Leibesbeschaffenheit haben, solchen Lebensverschwendungen nicht hätten genügen können. Eine heftige und unglückliche Liebe

nimmt in einem gewöhnlichen Leben schon viel Raum ein; wenn sie sich aber an eine Frau macht, von dem Stande der Frau von Vandenesse, so mußte sie das Leben eines beschäftigten Mannes, wie Rudolph, verzehren. Folgende Verpflichtung legte ihm seine Liebe vor allen andern auf:

Er mußte sich in dem Aufzuge des unbeschäftigtsten Gentlemans alle Tage um zwei oder drei Uhr im Hölzchen von Boulogne zu Pferde einfinden. Hier erfuhr er, in welchem Hause, in welchem Theater er Abends Frau von Vandenesse wiedersehen würde. Erst gegen Mitternacht verließ er die Salons, nachdem er einige lang erwartete Phrasen, einige unter dem Tische zwischen zwei Thüren oder beim Einsteigen in den Wagen geraubte Brocken der Zärtlichkeit erhascht hatte. Die meiste Zeit ließ ihn Marie, welche ihn in die große Welt geschleudert, in gewissen Häusern, wohin sie auch ging, zum Diner einladen. War dies nicht ganz einfach? Aus Stolz, hingerissen von seiner Leidenschaft, wagte Rudolph nicht, von seinen Arbeiten zu sprechen. Er mußte den launenhaftestenn Wünschen dieser unschuldigen Gebieterin gehorchen, auf die parlamentarischen Debatten achten, dem Strome der Politik folgen, die Direction des Journales besorgen, und zwei Stücke in Scene setzen, auf deren Bezahlung er wartete. Frau von Vandenesse brauchte nur das Mäulchen zu hängen, wenn sie einem Balle, einem Spaziergange, einem Concerte nicht beiwohnen wollte, und augenblicklich opferte er seine Interessen seinem Vergnügen. Wenn er zwischen ein und zwei Uhr Nachts die Gesellschaft verlassen, so arbeitete er bis acht oder neun Uhr Morgens, schlief kaum, wachte auf, um die Meinungen des Journales mit den einflußreichen Leuten seiner Partei zu besprechen,

die tausend und eine innere Angelegenheiten zu debattiren. Der Journalismus berührt in unsern Tagen Alles, die Industrie, die öffentlichen und Privatinteressen, die neuen Unternehmungen, jede Art der Eigenliebe der Literatur und ihre Erzeugnisse. Wenn Nathan ermüdet, zerschlagen von seinem Redactionsbureau ins Theater, vom Theater in die Kammer, aus der Kammer zu einigen Gläubigern eilte, so mußte er vor Marien ruhig, glücklich erscheinen, und mit dem Sichgehenlassen eines Mannes ohne Sorgen, der keine andern Strapatzen hat, als die des Glückes, an ihren Kutschenschlag galopiren.

Wenn er zur Belohnung für solche nicht gekannten Opfer nur die süßesten Worte, die lieblichste Gewißheit einer ewigen Zuneigung, heiße Händedrücke während einiger Minuten des Alleinseins mit der Gräfin, liebreiche Reden zum Tausche für die seinigen bekam, so fand er einige Prellerei dabei, daß er den Preis, womit er diese Heiligengebete — wie es unsere Vorfahren genannt haben würden — bezahlte, die Gräfin nicht wissen ließ.

Die Gelegenheit, sich zu erklären, ließ nicht auf sich warten.

An einem schönen Apriltage an einer entlegenen Stelle des Wäldchens von Boulogne nahm die Gräfin Nathans Arm an; denn sie hatte eine jener niedlichen Zänkereien wegen jener Kleinigkeiten, woraus die Frauen Berge zu bauen verstehen, mit ihm abzumachen. Anstatt ihn zu empfangen, das Lächeln auf den Lippen, die Stirn von Glück leuchtend, die Augen durch irgend einen feinen, fröhlichen Gedanken beseelt, zeigte sie sich ernst und streng.

„Was fehlt Ihnen?“ fragte Nathan.

„Beschäftigen Sie sich nicht mit solchen Kleinigkeiten,“ sagte sie; „Sie müssen wissen, daß die Frauen Kinder sind…“

„Habe ich Ihnen mißfallen?“

„Würde ich dann hier sein?“

„Aber Sie lächeln mich nicht an, Sie scheinen nicht glücklich, mich zu sehen?“

„Ich schmolle mit Ihnen, nicht wahr?“ sprach sie, indem sie ihn mit jener unterwürfigen Miene ansahe, durch die sich die Frauen wie Opfer geberden.

Nathan ging einige Schritte in einer Befürchtung, die ihm das Herz beklemmte und ihn traurig machte.

„Es wird,“ sprach er nach kurzem Schweigen, „eine jener wichtigen Besorgnisse, irgend ein trüber Verdacht sein, den sie über die größten Dinge des Lebens setzen; Sie besitzen die Kunst, die Welt zum Neigen zu bringen, indem Sie einen Strohhalm, einen Fötus darauf werfen!“

„Ironie!“ sprach sie; „ich war darauf gefaßt.“

Sie senkte den Kopf.

„Marie, siehest Du denn nicht, mein Engel, daß ich diese Worte nur gesagt habe, um Dir Dein Geheimniß zu entreißen?“

„Mein Geheimniß wird stets ein Geheimniß sein, selbst wenn ich's mitgetheilt habe.“

„Nun, sprich. —“

„Ich werde nicht geliebt,“ sprach sie, indem sie ihm jenen schrägen und feinen Blick, mit welchem die Frauen den Mann, den sie peinigen wollen, so boshaft ausfragen.

„Nicht geliebt?“ rief Nathan.

„Ja, Sie beschäftigen sich mit zu vielen Dingen; was bin ich mitten in dieser Bewegung? Bei jeder Gelegenheit

werde ich vergessen; gestern bin ich im Wäldchen gewesen, ich erwartete Sie. —"

„Aber —"

„Ich hatte für Sie ein neues Kleid angezogen, Sie sind nicht gekommen, wo waren Sie?"

„Aber —"

„Ich wußte es nicht. Ich gehe zu Frau von Espard, ich finde Sie da nicht."

„Aber —"

„Abends in der Oper haben meine Augen den Balkon nicht verlassen. Jedesmal, wenn sich die Thür öffnete, klopfte mein Herz, daß es hätte zerspringen mögen."

„Aber —"

„Welch' ein Abend! Sie ahnen solche Herzensstürme nicht."

„Aber —"

„Das Leben nutzt sich ab bei solchen Wallungen."

„Aber —"

„Nun?"

„Ja, das Leben nutzt sich ab," sprach Nathan, „und Sie werden in einigen Monaten das meinige verschlungen haben. Ihre unsinnigen Vorwürfe entreißen auch mir mein Geheimniß. Ach, Sie werden nicht geliebt! Sie werden es nur zu sehr!"

Er schilderte mit Lebhaftigkeit seine Lage, erzählte von seinen Nachtarbeiten, detaillirte die Verpflichtungen, denen er zur bestimmten Stunde nachkommen mußte, die Nothwendigkeit, Glück zu machen, die unersättlichen Forderungen eines Journales, da man genöthigt war, früher, wie jeder Andere und zwar, bei Strafe, seine Gewalt zu verlieren,

ohne sich zu täuschen, die Begebnisse zu beurtheilen, und zeigte, wie viel Betrachtungen in Eile über die Fragen angestellt werden mußten, die in jener verzehrenden Zeit so schnell wie die Wolken vorübergingen. Rudolph hatte in einem Momente Unrecht. Die Marquise von Espard hatte es ihm gesagt, daß nichts naiver wäre, wie die erste Liebe. Es fand sich bald, daß die Gräfin einer zu großen Liebe schuldig war. Eine liebende Frau antwortet auf Alles mit einem Genusse, einem Geständnisse oder einem Vergnügen.

Als die Gräfin dieses unermeßliche Leben sich aufrollen sahe, ward sie von Bewunderung ergriffen. Sie hatte Nathan für sehr groß gehalten, jetzt fand sie ihn erhaben. Sie klagte sich an, zu sehr zu lieben, bat ihn, zu seinen Stunden zu kommen, und flachte durch einen gen Himmel gerichteten Blick diese Arbeiten aus Ehrsucht ab. Sie wollte warten, sie wollte fortan ihre Freuden opfern! Sie hatte ein Fußschämel sein wollen, und war ein Hinderniß; sie weinte vor Verzweiflung.

„Die Frauen," sprach sie, mit Thränen in den Augen, „können also nur lieben! Die Männer haben tausend Mittel, um zu handeln und zu wirken; wir, wir können nur denken, bitten und anbeten."

So viel Liebe verlangte eine Belohnung. Sie blickte, wie eine Nachtigall, die von ihrem Zweige zu einer Quelle fliegen will, um sich, ob sie in der Einsamkeit allein sei, ob die Stille nicht irgend einen Zeugen verberge; dann hob sie den Kopf zu Rudolph auf, dieser neigte den seinigen, und sie ließ ihn einen Kuß rauben, den ersten, den einzigen, den sie betrüglich geben sollte. Sie fühlte sich in diesem Momente glücklicher, wie sie es seit fünf Jahren gewesen war.

Rudolph fand alle seine Mühen bezahlt. Sie gingen, ohne recht zu wissen, wo, auf dem Wege von Auteuil nach Boulogne; sie waren genöthigt, in jenem gleichmäßigen, cadenzirten Schritte, den alle Liebenden kennen, zu ihren Equipagen zurückzukehren. Rudolph hatte Glauben an diesen, mit der anständigen Leichtigkeit, welche die Heiligkeit des Gefühles erzeugt, gegebenen Kuß. Alles Uebel kam von der Welt, nicht von dieser, ihm so gänzlich ergebenen Frau. Rudolph bedauerte nicht mehr die Qualen seines wüthenden Lebens, welches Marie im Feuer ihres ersten Verlangens vergessen mußte, gleich allen Frauen, die nicht zu jeder Stunde die furchtbaren Kämpfe dieser ausnahmlichen Existenzen sehen. Voll von jener dankbaren Bewunderung, welche die Leidenschaft der Frau auszeichnet, eilte Marie mit leichtem, freiem Schritte über den Sand eines Seitenganges hin, und sprach, gleich Rudolph, nur wenige, aber empfundene, treffende Worte. Der Himmel war rein, die großen Bäume knospeten, und einige grüne Spitzen belebten ihre tausend und tausend braunen Pinsel. Die Stauden, die Birken, die Weiden, die Pappeln zeigten ihr erstes, zartes, noch durchsichtiges Laub. Keine Seele widerstehet ähnlichen Harmonien. Die Natur erklärte der Gräfin die Liebe, wie sie ihr die Gesellschaft erklärt hatte.

„Ich wollte, Sie hätten stets nur mich geliebt?“ sprach sie.

„Ihr Wunsch ist erfüllt!“ rief Rudolph; „wir haben uns einander die echte Liebe enthüllt.“

Er sprach die Wahrheit. Indem sich Rudolph diesem jungen Herzen als reiner Mann vorstellte, hatte er sich in seinen mit schönen Gefühlen verbrämten Phrasen gefangen. Seine, anfänglich bloß speculirende und prahlerische Liebe

ward aufrichtig. Er hatte mit Lügen begonnen und hörte mit Wahrheitreden auf. Es giebt übrigens bei jedem Schriftsteller ein schwer zu erstickendes Gefühl, das ihn zur Bewunderung des schönen Geistigen treibt. Durch die Darbringung vieler Opfer interessirt sich endlich ein Mann für das Wesen, das sie fordert. Die Weltfrauen, so wie die Buhlerinnen haben den Instinct dieser Wahrheit; vielleicht bringen sie dieselbe in Anwendung, ohne sie zu kennen. Nach dem ersten Aufschwunge ihrer Dankbarkeit und Ueberraschung war also auch die Gräfin darüber entzückt, daß sie so viele Opfer und die Ueberwindung so vieler Schwierigkeiten veranlaßt hatte. Sie wurde von einem, ihrer würdigen Manne geliebt. Rudolph wußte nicht, wozu ihn seine falsche Größe verpflichten würde; die Frauen gestatten ihrem Liebhaber nicht, von seinem Piedestale herabzusteigen. Man verzeihet einem Gotte die geringste Niedrigkeit nicht. Sie kannte die Lösung jenes Räthsels nicht, welches Rudolph bei dem Souper bei Véry zu seinen Freunden gesagt. Aus den untern Ständen der Gesellschaft stammend, hatte sein Kampf mit den Menschen und Dingen die ersten zehn Jahre seiner Jugend beschäftigt; er wollte von einer der Königinnen der schönen Welt geliebt werden. Die Eitelkeit, ohne welche, wie Champfort sagt, die Liebe sehr schwach ist, hielt seine Leidenschaft aufrecht und mußte sie noch täglich stärken.

„Können Sie mir schwören, daß Sie keiner andern Frau angehören, noch je angehören wollen?“ sagte Marie.

„Für eine andere Frau würde in meinem Leben keine Zeit und in meinem Herzen kein Raum mehr sein.“

„Ich glaube Ihnen,“ sprach sie.

Sie waren in der Allee angekommen, wo die Wagen

standen, sie ließ seinen Arm los, er nahm eine ehrerbietige Attitüde an, wie wenn er ihr eben begegnet wäre und begleitete sie mit entblößtem Kopfe bis an ihren Wagen. Dann folgte er ihr durch die Allee Karls X., indem er den Staub einsog, den ihre Kutsche verursachte und ihre Federn, die wie Zweige von Thränenweiden gestaltet waren, und vom Winde aus dem Wagen hinausgewehet wurden, betrachtete.

Trotz Mariens edlen Verzichtleistungen fand sich Rudolph, von seiner Leidenschaft gereizt, allenthalben ein, wo Marie war. Er betete die zugleich unzufriedene und glückliche Miene an, welche die Gräfin annahm, um mit ihm zu schmollen, ohne es zu können, wenn sie sahe, daß er die Zeit, die er so nöthig hatte, verschwendete. Sie übernahm die Leitung seiner Arbeiten, sie schärfte ihm förmliche Befehle über die Anwendung seiner Stunden ein, und blieb zu Hause, um ihm jeden Vorwand zur Zeitverschwendung zu nehmen. Sie las alle Morgen das Journal und ward der Herold des Ruhmes Emil Lousteau's, des Feuilletonisten, den sie entzückend fand, Felician Vernau's, Claudius Vignons, sämmtlicher Redacteurs. Sie rieth dem Rudolph, dem von Marsay, als er starb, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und las mit Trunkenheit die große und schöne Lobrede, welche Rudolph auf den verstorbenen Minister machte, indem er gleichwohl seinen Machiavellismus und seinen Haß gegen die Massen tadelte. Sie wohnte natürlich auf der Vorderbühne des Gymnase der ersten Vorstellung des Stückes bei, auf das Nathan rechnete, um sein Unternehmen zu stützen, und dessen Erfolg unermeßlich schien. Sie ward durch den erkauften Beifall getäuscht.

„Sie haben nicht einmal Abschied vom italienischen Theater genommen,“ sagte Lady Dudley, zu der sie sich nach jener Vorstellung begab.

„Nein, ich bin im Gymnase gewesen. Man spielte ein Stück zum ersten Male.“

„Ich kann das Vaudeville nicht leiden,“ sagte Lady Dudley.

„Ich meinerseits finde, daß sie große Fortschritte gemacht haben,“ sprach Frau von Espard. „Die Vaudevilles sind heuer recht niedliche Comödien, voll Witz, die viel Talent erfordern, und ich finde im Gymnase viel Vergnügen.“

„Die Schauspieler sind übrigens vortrefflich,“ sagte Marie. „Die des Gymnase haben heute Abend sehr gut gespielt, das Stück gefiel ihnen, der Dialog ist fein, geistreich.“

„Wie der des Beaumarchais,“ sagte Lady Dudley.

„Herr Nathan ist noch nicht Molière, aber —“ sagte Frau von Espard, die Gräfin ansehend.

„Er macht Vaudevilles,“ sprach die Gräfin von Vandenesse.

„Und macht Ministerien nieder,“ versetzte Frau von Manerville.

Die Gräfin schwieg, sie suchte durch geschärfte Epigramme zu antworten, sie fühlte wüthende Regungen in ihrem Herzen, und fand nichts Besseres, als daß sie sagte: „Und er wird vielleicht Ministerien machen.“

Sämmtliche Frauen wechselten einen Blick geheimen Einverständnisses. Als Frau von Vandenesse wegging, rief Moïna von Saint-Heeren: „Nun, sie betet Nathan an!“

„Sie treibt keine Heimlichkeiten,“ sagte Frau von Espard.

Der Monat Mai kam: Vandenesse führte seine Frau auf sein Landgut, wo sie nur durch die leidenschaftlichen Briefe Rudolphs, an den sie täglich schrieb, getröstet wurde.

VII. Der Selbstmord.

Der Gräfin Abwesenheit hätte den Rudolph aus dem Abgrunde, in den er den Fuß gesetzt, retten können, wenn Florine da gewesen wäre; aber er war allein, mitten unter Freunden, die, sobald er die Absicht, sie zu beherrschen, gezeigt, seine Feinde geworden waren. Seine Mitarbeiter haßten ihn momentan, bereit, ihm im Falle des Mißlingens des Unternehmens die Hand zu reichen und ihn zu trösten; bereit, ihn im Falle des Gelingens, anzubeten. So gehet's in der literarischen Welt. Man liebt darin nur seine Untergeordneten; ein Jeder ist Feind eines Jeden, der sich zu erheben strebt. Dieser Neid verzehnfacht die Chancen der mittelmäßigen Leute, welche weder Neid noch Verdacht erregen, ihren Weg nach Art der Maulwürfe machen, und sich, so albern sie auch sind, an drei oder vier Stellen im Moniteur finden, und zwar in eben dem Momente, da sich die Leute von Talent noch an der Thür prügeln, um einander den Eingang zu verwehren.

Die dumpfe Freundschaft dieser angeblichen Freunde, welche Florine, mit der den Buhlerinnen angeborenen Geschicklichkeit, aus tausend Hypothesen das Wahre herauszuriechen, aufgespürt haben würde, war nicht die größte Gefahr Rudolphs. Seine beiden Genossen, der Advocat Mas=

sol und der Wechsler du Tillet, waren auf den Gedanken gekommen, seinen Eifer vor den Wagen zu spannen, in welchem sie sich brüsteten, ihn gerichtlich zu verfolgen, sobald er nicht im Stande sein sollte, das Journal zu erhalten, oder ihn dieser großen Gewalt in dem Momente zu berauben, wo sie dieselbe gebrauchen wollten. Ihrer Ansicht nach repräsentirte Nathan eine gewisse, zu verschlingende Summe, eine literarische Kraft, welche die Macht von zehn Federn hatte.

Massol, einer jener Advocaten, welche die Eigenschaft, unbestimmt zu reden, für Beredtsamkeit halten, welche das Geheimniß besitzen, zu langweilen, indem sie Alles sagen, die Pest der Gesellschaften, wo sie Alles verkleinern, und die um jeden Preis große Leute werden wollen, legte es nicht mehr darauf an, Großsiegelbewahrer zu werden; er hatte in vier Jahren fünf bis sechs vorübergehen sehen, und das lange Oberkleid (simarre) ekelte ihn nun an. Als Ersatz dafür wollte er eine Stelle bei dem öffentlichen Unterrichtswesen oder im Staatsrathe — dies Alles mit dem Kreuze der Ehrenlegion gewürzt. Du Tillet und der Baron von Nucingen hatten ihm das Kreuz und seine Ernennung zum Maitre des requêtes verbürgt, wenn er in ihre Absichten eingehen würde. Er fand sie mehr in der Lage, ihre Versprechungen erfüllen zu können, als den Nathan, und gehorchte ihnen also blindlings. Um Rudolph um so besser zu täuschen, ließ er ihn die Gewalt ohne Controle ausüben.

Du Tillet gebrauchte das Journal nur zum Besten seines Wechselwuchers, wovon Rudolph nichts verstand; er hatte aber bereits den Rastignac durch den Baron von Nucingen benachrichtigen lassen, daß das Blatt, unter der ein-

zigen Bedingung seine Bewerbung um Ersetzung des Herrn von Nucingen, künftigen Pairs von Frankreich, der in einem Marktflecken, wohin das Journal in Masse umsonst gesendet wurde, von einem wenig zahlreichen Wahlcollegium zum Deputirten erwählt worden war, zu unterstützen, durch sein Schweigen dem Ministerium gefällig sein würde.

Rudolph wurde also vom Advocaten und dem Wechsler getäuscht, und diese sahen ihn mit unendlichem Vergnügen an der Spitze des Journales, alle Vortheile desselben benutzend und alle Früchte der Eigenliebe oder andere einerntend. Nathan war von ihnen entzückt, er fand an ihnen, wie zur Zeit seiner Bitte um Geld zu Reitpferden, die besten Kerle von der Welt, er glaubte sie hinter's Licht zu führen. Nie wollen sich die Männer von Phantasie, für welche die Hoffnung der Grund des Lebens ist, gestehen, daß in Geschäften derjenige Moment, da Alles nach ihren Wünschen gehet, der gefährlichste ist. Es war ein Moment des Triumphes, den Nathan übrigens benutzte. Er zeigte sich in der politischen und in der financiellen Welt.

Du Tillet stellte ihn bei Nucingen vor. Frau von Nucingen nahm Rudolph sehr huldvoll auf, aber weniger seinetwillen, als der Frau von Vandenesse wegen. Als sie indeß einige Worte von der Gräfin gegen ihn fallen ließ, glaubte er seine Sache recht klug zu machen, indem er aus Florinen eine spanische Wand machte. Er ließ sich über seine Verbindung mit Florinen, die er unmöglich abbrechen konnte, mit einer edelmüthigen Geckenhaftigkeit aus. Giebt man ein gewisses Glück für die Coquetterien der Vorstadt Saint-Germain auf?

Von Nucingen und Rastignac, du Tillet und Blondet

getäuscht, lieh Nathan seinen Beistand prahlerisch den Doctrinairs zur Bildung eines ihrer ephemeren Kabinette. Dann verschmähete er es, um rein in die Staatsgeschäfte einzutreten, aus Prahlerei, sich bei einigen Unternehmungen, die sich mit Hilfe seines Blattes bildeten, bevorzugen zu lassen — er, der nicht darauf achtete, seine Freunde zu compromittiren, und sich in gewissen kritischen Momenten gegen einige Industriels wenig delicat zu benehmen. Diese durch seine Eitelkeit, seinen Ehrgeiz erzeugten Contraste finden sich in vielen ähnlichen Existenzen wieder. Der Mantel muß für das Publikum glänzend sein, man nimmt Tuch von seinen Freunden, um die Löcher desselben zuzustopfen.

Gleichwohl hatte Rudolph zwei Monate nach seiner Abreise eine gewisse Viertelstunde des Rabelais, die ihm mitten in seinem Triumphe einige Unruhe machte. Du Tillet hatte hunderttausend Franks vorgeschossen. Das von Florinen hergegebene Geld, das Drittel der ersten Einlage, war von dem Fiscus, und durch die ungeheuren Ausgaben für die erste Einrichtung des Journales verschlungen. Es mußte für die Zukunft gesorgt werden. Der Banquier begünstigte den Schriftsteller, indem er für funfzigtausend Franks Wechsel auf vier Monate nahm. Du Tillet hielt den Rudolph also an den Halftern des Wechselbriefes. Vermittelst dieser Ergänzung wurden die Kosten des Journales auf ein halbes Jahr bestritten. In den Augen mancher Schriftsteller ist ein halbes Jahr eine Ewigkeit. Uebrigens hatte man durch viele Annoncen und Reisende, so wie durch täuschende Vortheile, die man versprach, zweitausend Abonnenten zusammengebracht. Dieser Halberfolg ermuthigte dazu, Capitale in die Gluth zu werfen. Noch ein wenig Talent —

es kommt ein politischer Proceß, eine scheinbare Verfolgung und Rudolph wäre einer jener modernen Condottieri geworden, deren Tinte jetzt das Schießpulver von ehemals aufwiegt.

Unglücklicherweise war dieses Arrangement schon getroffen, als Florine mit ungefähr funfzigtausend Franks zurückkam. Anstatt sich einen Reservefonds zu bilden, täuschte Rudolph, bereits gedemüthigt, daß er Geld von Florinen bekommen, sich innerlich durch seine Liebe vergrößert fühlend, und verblendet durch die verfänglichen Lobeserhebungen seiner Schmeichler, Florinen über seine Lage und zwang sie, diese Summe zur Wiedereinrichtung ihres Hauses zu behalten. Unter den jetzigen Umständen ward eine prächtige Repräsentation ein Bedürfniß.

Die Schauspielerin, die nicht lange genöthigt zu werden brauchte, steckte sich in dreißigtausend Franks Schulden und bezog ganz allein ein köstliches Haus in der Straße Pigale, wo auch sogleich ihre ehemalige Gesellschaft wieder erschien. Das Haus eines Mädchens von Florinens Stande war ein neutrales, für die ehrgeizigen Politiker, die, wie Ludwig XIV. bei den Holländern, ohne Rudolph, bei Rudolph unterhandelten, ein sehr günstiges Terrain. Nathan hatte für das erste Wiederauftreten der Schauspielerin ein Stück aufgespart, dessen erste Rolle für Florinen ganz vorzüglich paßte. Mit diesem Drama-Vaudeville wollte Rudolph von dem Theater Abschied nehmen. Die Journale, denen diese Gefälligkeit gegen Rudolph nichts kostete, dachten im Voraus auf einen solchen Triumph Florinens, daß die Comédie-Française von einem Engagement sprach.

Dieser Triumph betäubte die Schauspielerin so sehr, daß es ihr gar nicht einfiel, das Terrain zu prüfen, auf

welchem Rudolph wandelte. Sie lebte in einer Welt von Lustbarkeiten und Schmausereien. Königin dieses Hofes, voll von Bittstellern, die sich um sie drängten, der eine wegen seines Buches, der andere wegen seines Theaterstückes, dieser wegen seiner Tänzerin, jener wegen seines Theaters u. s. w., überließ sie sich allen Freuden der Gewalt der Presse, indem sie darin die Morgenröthe des ministeriellen Credites sahe. Nach dem Gerede derjenigen, welche zu ihr kamen, war Nathan ein großer politischer Mann. Nathan hätte Recht gehabt bei seinem Unternehmen, er würde Deputirter, und gleich so vielen Andern, in einiger Zeit Minister werden. Die Schauspielerinnen sagen zu dem, was ihnen schmeichelt, selten nein. Florine hatte im Feuilleton zu viel Talent, als daß sie dem Journale und denen, die es machten, hätte mißtrauen sollen. Sie kannte den Mechanismus der Presse zu wenig, um sich wegen der Mittel zu beunruhigen. Die Mädchen von Florinens Schlage sehen stets nur die Resultate.

Nathan glaubte nun ebenfalls, daß er mit zwei ehemaligen Journalisten, von denen der eine damals Minister war und, um sich zu consolidiren, seine Collegen zu stürzen suchte, bei nächster Session der Kammer in den Staatsdienst gelangen würde.

Nach einer halbjährigen Abwesenheit sahe Rudolph Florinen mit Vergnügen wieder und verfiel auch nach und nach wieder in seine Gewohnheiten. Den plumpen Eintrag dieses Lebensgewebes bestickte er heimlich mit den schönsten Blumen seiner idealen Liebe und mit den Freuden, welche ihm Florine gewährte. Seine Briefe an Marien waren Meisterstücke von Liebe, Anmuth und Styl. Nathan machte

aus ihr das Licht seines Lebens, er unternahm nichts, ohne diesen guten Genius zu Rathe zu ziehen. Aergerlich darüber, daß er auf der Seite des Volkes stand, wollte er sich in manchen Momenten auf die Seite der Aristokratie schlagen; aber trotz seiner Gewöhnung an Gewaltstreiche, fand er es durchaus unmöglich, von der Linken zur Rechten zu springen; es war leichter, Minister zu werden.

Die kostbaren Briefe Mariens wurden in einem der Portefeuilles mit geheimem Schlosse verwahrt, die Huret oder Fichet ausboten, zwei Mechaniker, die sich in Paris mit Annoncen und Affichen darum schlugen, wer von ihnen die undurchdringlichsten und verschwiegensten Schlösser mache. Diese Brieftasche blieb in Florinens Boudoir, wo Rudolph arbeitete. Niemand ist leichter zu täuschen, wie eine Frau, der man Alles zu sagen gewohnt ist; sie hat gegen nichts Mißtrauen und glaubt Alles zu sehen und zu hören. Uebrigens war die Schauspielerin seit ihrer Rückkehr bei Rudolphs Leben gegenwärtig und fand darin keine Unregelmäßigkeit. Nie würde sie gedacht haben, daß diese kaum gesehene, ohne Affectation verschlossene Brieftasche die Schätze der Liebe, die Briefe einer Nebenbuhlerin enthielt, welche dieselben auf Rudolphs Bitte an das Bureau des Journals adressirte.

Nathans Lage erschien also äußerst glänzend. Er hatte viel Freunde. Zwei Theaterstücke, die er mit Mitarbeitern verfertigt, und die Glück gemacht hatten, lieferten das Geld zur Bestreitung seines Luxus und benahmen ihm jede Sorge für die Zukunft. Uebrigens beunruhigte er sich auf keine Weise über seine Schuld an du Tillet, seinen Freund. „Wie kann man einem Freunde mißtrauen!“ sprach er, wenn in

gewissen Zeiten Blondet, fortgerissen von seiner Gewohnheit, Alles zu analysiren, Zweifel und Bedenklichkeiten äußerte. „Aber gegen unsre Freunde brauchen wir gar kein Mißtrauen zu hegen!“ sprach Florine.

Nathan vertheidigte du Tillet. Du Tillet war der beste, der gefälligste, der rechtlichste Mann von der Welt.

Diese Existenz des Seiltänzers ohne Balancirstange würde Jedermann, selbst einen Gleichgültigen, wenn er das Geheimniß derselben gekannt hätte, erschreckt haben. Du Tillet aber betrachtete sie mit dem Stoicismus und dem trockenen Auge eines Emporkömmlings, es lagen in der freundschaftlichen Gutmüthigkeit seines Benehmens gegen Nathan schreckliche Spöttereien. Eines Tags drückte er ihm bei'm Weggehen von Florinen die Hand und sahe ihn in das Cabriolet steigen.

„Der gehet da im prächtigen Aufzuge ins Wäldchen von Boulogne,“ sprach er zu Lousteau, der sich durch seinen Neid und seine Schellsucht auszeichnete, „und er wird in einem halben Jahre vielleicht in Clichy, im Schuldgefängnisse sein.“

„Er! nie!“ rief Lousteau; „Florine ist ja da.“

„Wer sagt Dir, mein Kleiner, daß sie ihn halten wird? Was Dich betrifft, der Du ihn tausend Male aufwiegst, so wirst Du in einem halben Jahre ohne Zweifel unser Redacteur en chef sein.“

Im October verfielen die Wechselbriefe, du Tillet erneuerte sie gütig, aber auf zwei Monate und mit dem Disconto und dem neuen Zinse erhöhet. Des Sieges gewiß, schöpfte Rudolph sorglos aus den Beuteln, denn Frau Felix von Vandenesse mußte in einigen Tagen zurückkommen, und

zwar von einer unsinnigen Begierde, Rudolph zu sehen, erfaßt, um einen Monat früher, wie gewöhnlich, und Nathan wollte doch, in dem Momente, da sein, gewissermaßen streitendes Leben wieder begann, nicht gern in Geldverlegenheit sein.

Die Correspondenz, wobei die Feder stets kühner ist, wie die mündliche Rede, wobei der mit seinen Blüthen bekleidete Gedanke sich an Alles macht und Alles sagt, hatte die Gräfin auf die höchste Stufe der Exaltation gebracht. Sie sahe in Rudolph einst der schönsten Genies der Epoche, ein ganz vorzügliches, verkanntes Herz, ohne Schmutz und der Verehrung werth. Sie sahe ihn, wie er seine kühne Hand nach dem Festin der Staatsgewalt ausstreckte. Bald mußte diese in der Liebe so schöne Rede auf der Tribune donnern. Sie lebte nur noch in jenem Leben, wie die einer Sphäre, in deren Mittelpunkte die Welt ist, eingeflochtenen Kreisen. Sie hatte keinen Geschmack mehr für die ruhigen häuslichen Freuden. Sie fühlte die durch eine geschickte, verliebte Feder mitgetheilte Unruhe eines wirbelvollen Lebens; sie küßte diese, mitten unter den der Presse gelieferten und den Arbeitsstunden vorweggenommenen Briefe; sie war überzeugt, einzig und allein geliebt zu werden, und nur den Ruhm und Ehrgeiz zu Nebenbuhlern zu haben; sie fand in der Tiefe ihrer Einsamkeit Stoff zur Anwendung aller ihrer Kräfte; sie war glücklich, eine gute Wahl getroffen zu haben. Nathan war ein Engel. Glücklicherweise hatten ihre Entfernung auf das Land und die Schranken, welche zwischen ihr und Rudolph waren, die Klatschereien der Gesellschaft zum Schweigen gebracht.

Während der letzten Tage des Herbstes begannen also

Rudolph und Marie ihre Spaziergänge im Wäldchen von Boulogne wieder. Bis zu dem Momente, da die Salons wieder eröffnet wurden, konnten sie einander nur dort sehen. Rudolph konnte mit etwas mehr Bequemlichkeit die reinen, ausgesuchten Freuden dieses idealen Lebens genießen und sie Florinen verheimlichen; er arbeitete etwas weniger, die Angelegenheiten des Journales waren in Ordnung, jeder Redacteur kannte seine Arbeit. Er stellte unwillkürlich Vergleichungen an, die zwar ganz zum Vortheile der Schauspielerin ausfielen, bei denen gleichwohl die Gräfin nichts verlor. Von Neuem durch die Manoeuvres abgemattet, wozu ihn seine Herz- und Kopfleidenschaft für eine Frau der großen Welt verdammte, fand Rudolph übermenschliche Kräfte, um auf drei Theatern zugleich zu sein: auf dem der Welt, dem des Journales und dem der Coulissen. Im Momente, da Florine, die ihm für Alles Dank wußte, die seine Arbeiten und seine Bekümmerniß fast theilte, ihm ein reelles Glück in Strömen einschenkte, ohne Phrasen, ohne irgend eine Begleitung von Gewissensbissen, vergaß die Gräfin mit den unersättlichen Augen und keuschem Busen jene riesigen Arbeiten, und die Mühe, die er sich oft gemacht, um sie nur einen Augenblick zu sehen. Anstatt zu herrschen, ließ sich Florine nehmen, verlassen, wieder nehmen, und dies Alles mit der Gefälligkeit einer Katze, die auf ihre Pfoten zurückfällt und die Ohren schüttelt. Diese Geschmeidigkeit der Sitten stimmt wunderbar mit dem Benehmen der denkenden Männer überein, und jeder Künstler würde sie, wie Nathan, benutzt haben, ohne die Verfolgung jener schönen idealischen Liebe, jener glänzenden Leidenschaft aufzugeben, die seine Dichterinstincte, seine geheime Größe, seine sociale Eitelkeit

entzückte. Von der Katastrophe, die einem Mangel an Verschwiegenheit folgen würde, überzeugt, sprach er zu sich: die Gräfin so wenig, wie Florine, soll etwas erfahren. Sie waren so entfernt von einander! Beim Eintritte des Winters erschien Rudolph in seinem Apogäum; er war fast eine wichtige Person. Rastignac, der mit dem durch von Marsay's Tod dislocirten Ministerium gefallen war, stützte sich auf Rudolph und unterstützte diesen durch seine Lobeserhebungen.

Frau von Vandenesse wollte nun wissen, ob ihr Mann eine bessere Meinung von Rudolph bekommen habe. Nach einem Jahre fragte sie ihn wieder, da sie glaubte, sie habe eine jener glänzenden Revanchen zu nehmen, die allen, selbst den edelsten, am wenigsten irdischen Frauen gefallen; denn man kann sicher darauf wetten, daß auch die Engel noch Eigenliebe haben, indem sie sich um den Heiligsten der Heiligen reihen.

„Es fehlte nur noch, daß er der Gimpel der Intriguanten würde," antwortete der Graf.

Felix, dem die Gewohnheit der Welt und der Politik hell zu sehen gestattete, hatte Rudolphs Lage durchschauet. Er erklärte seiner Frau ganz ruhig, daß Fieschi's Versuch zum Zwecke gehabt habe, viele launige Menschen mit den in Ludwig Philipps Person bedroheten Interessen wieder zu vereinigen. Die Journale, deren Farbe nicht abstäche, würden dadurch ihre Abonnenten verlieren, denn der Journalismus würde sich mit der Politik vereinfachen. Hätte Nathan sein Glück auf das Journal gesetzt, so würde er bald zu Grunde gehen. Dieser so richtige, so klare, so bündige und in der Absicht, eine Frage ohne Interesse zu prüfen, von

einem Manne, der die Chancen aller Parteien zu berechnen verstand, hingeworfene Ueberblick erschreckte Frau von Vandenesse.

„Sie interessiren sich also wohl sehr für ihn?“ fragte Rudolph seine Frau.

„Wie für einen Menschen, dessen Witz mich belustigt; dessen Unterhaltung mir gefällt.“

Diese Antwort wurde mit so natürlicher Miene gegeben, daß der Graf nichts argwöhnte.

Am andern Tage, um vier Uhr Nachmittags, hatten Marie und Rudolph bei Frau von Espard eine lange Unterredung mit leiser Stimme. Die Gräfin drückte Besorgnisse aus, die Rudolph verscheuchte, nur zu glücklich, daß er die eheliche Größe des Grafen Felix unter Epigrammen niedermachen konnte. Nathan hatte eine Revanche zu nehmen. Er schilderte den Grafen als einen kleinen Geist, als einen hinter der Zeit zurückgebliebenen Mann, der die Julirevolution nach dem Maßstabe der Restauration messen, der den Triumph der Mittelklasse, die neue, temporäre oder dauerhafte, aber reelle Kraft der Societäten nicht sehen wollte. Große Herren konnten es unmöglich, das Reich der echten Superioritäten kam an. Anstatt die indirecten, unparteiischen Warnungen eines ohne Leidenschaft befragten Mannes zu prüfen, paradirte Rudolph, stieg auf Stelzen und behängte sich mit dem Purpur des glücklichen Erfolges seines Journales. Wo ist die Frau, die ihrem Geliebten nicht mehr glaubt wie ihrem Manne?

Wieder beruhigt, begann also Frau von Vandenesse aufs Neue jenes Leben verhaltener Aufreizung, kleiner verstohlener Genüsse, heimlicher Händedrücke, das sie im ver-

gangenen Winter gelebt, und das gewöhnlich zuletzt eine Frau über die Grenzen hinausziehet, wenn der Mann, den sie liebt, einige Entschlossenheit hat und der Fesseln überdrüssig wird. Zum Glücke für sie war Rudolph neben Florinen nicht gefährlich. Uebrigens ward er von Interessen erfaßt, die ihm nicht gestatteten, sein Glück zu benutzen. Ein dem Nathan plötzlich widerfahrenes Unglück, erneuerte Hindernisse, eine Ungeduld hätten die Gräfin in einen Abgrund stürzen können. Rudolph bemerkte an ihr diese Dispositionen, als gegen Ende Decembers du Tillet bezahlt sein wollte. Der reiche Wechsler, der in Geldverlegenheit zu sein vorgab, rieth dem Nathan, die Summe auf vierzehn Tage von einem Wucherer, Gigonnet, die Vorsehung zu fünfundzwanzig Procent für alle jungen Leute, die in Verlegenheit waren, zu borgen. In einigen Tagen, sagte er, finge das neue Jahr des Journales an und es gäbe dann Geld genug in der Kasse. Warum sollte denn auch Nathan kein Theaterstück machen? Aus Stolz wollte Nathan um jeden Preis bezahlen.

Du Tillet gab Rudolph einen Brief an den Wucherer, wonach Gigonnet die Summen gegen Wechsel auf vierzehn Tage auszahlte. Anstatt die Gründe einer solchen Gefügigkeit aufzusuchen, ärgerte sich Rudolph, daß er nicht mehr verlangt hatte.

So benehmen sich die durch die Kraft ihres Gedankens merkwürdigsten Männer. Sie sehen in einem wichtigen Umstande Stoff zum Scherzen, sie scheinen ihren Geist für ihre Werke aufzusparen, und, aus Furcht, ihn zu verkleinern, gebrauchen sie ihn in den Dingen des Lebens nicht.

Rudolph erzählte Florinen und Blondet, was ihm am

Morgen begegnet; er schilderte ihnen Gigonnet ganz und gar, sein Kamin ohne Feuer, seine schlechten Wandtapeten, seine Treppe, seine asthmatische Klingel und den Rehfuß, seine kleine, abgenutzte Fußmatte, seinen Herd ohne Feuer, wie sein Blick. Er machte, daß sie über diesen neuen Onkel lachten. Sie beunruhigten sich weder über du Tillet, der Geldmangel vorschützte, noch um den Wucherer, der so bereitwillig gezahlt hatte.

„Er hat nur funfzehn Procent von Dir genommen,“ sagte Blondet; „Du warest ihm Dank schuldig; bei fünfundzwanzig Procent grüßt man sie nicht mehr; der Wucher fängt mit funfzig Procent an, dann verachtet man sie.“

„Sie verachten!“ rief Florine. „Welche Ihrer Freunde leihen Ihnen denn für diesen Zins, ohne sich wie Ihre Wohlthäter zu benehmen?“

„Sie hat Recht,“ sprach Rudolph; „ich bin froh, daß ich den du Tillet nichts mehr schuldig bin.“

Woher dieser Mangel an Scharfblick in ihren persönlichen Angelegenheiten bei Männern, die gewohnt sind, Alles zu durchschauen? Vielleicht kann der Geist nicht auf allen Punkten vollständig sein. Vielleicht leben die Künstler zu sehr in der Gegenwart, als daß sie die Zukunft studiren können. Vielleicht beobachten sie zu viel Lächerlichkeiten, um eine Schlinge zu sehen, und glauben, daß man es nicht wagt, sie zu täuschen. Die Zukunft blieb nicht lange aus.

Vierzehn Tage nachher waren die Wechsel protestirt; aber Florine ließ bei'm Handelsgerichte um einen Aufschub von fünfundzwanzig Tagen bitten, und erhielt denselben auch. Rudolph prüfte nun seine Lage und verlangte Rechnungen; es ging daraus hervor, daß der Ertrag des Jour-

nales zwei Drittel der Kosten deckte und das Abonnement abnahm. Der große Mann ward unruhig und finster, aber bloß bei Florinen, der er sich anvertrauete. Florine rieth ihm, auf erst noch zu fertigende Theaterstücke zu borgen, indem er sie in Bausch und Bogen verkaufte und den Ertrag seines Repertoires verkaufte. Durch dieses Mittel bekam Nathan zwanzigtausend Franks und verringerte seine Schuld bis auf vierzigtausend. Am zehnten Februar waren die fünfundzwanzig Tage um.

Du Tillet, der im Wahlcollegio, wo er sich zu zeigen hoffte, indem er dem Advocaten einen andern Collegen ließ, dessen Ministerium gewiß war, den Nathan nicht zum Mitbewerber haben wollte, ließ ihn von Gigonnet auf's Aeußerste verfolgen. Ein wegen Schulden in die Gefangenenliste eingetragener Mann kann sich um keine Deputirtenstelle bewerben. Das Detentionshaus in Clichy sollte also den zukünftigen Minister verschlingen.

Florine selbst war wegen ihrer persönlichen Schulden in beständigem Verkehre mit den Huissiers, und in dieser Krisis blieb ihr keine andere Hilfsquelle, als das Ich der Medea; ihre Möbeln wurden gepfändet.

Der Ehrgeizige hörte auf allen Seiten das Krachen des Einsturzes in seinem jungen, ohne Grund erbaueten Gebäude. Bereits ohne Kraft, ein so umfassendes Unternehmen aufrecht zu halten, fühlte er sich unfähig, es wieder anzufangen; er stand also im Begriffe, unter dem Schutte seiner Phantasie zu ersticken. Seine Liebe für die Gräfin gab ihm noch einige Lebensblitze. Er belebte seine Maske; im Innern aber war die Hoffnung todt. Er hatte keinen Verdacht auf du Tillet; er sahe nur den Wucherer. Rasti-

gnac, Blondet, Lousteau, Vernou Finot, Massol hüteten sich wohl, ihm Licht zu geben. Rastignac wollte die Gewalt wieder haben und gemeinschaftliche Sache mit Nucingen und du Tillet machen. Den Andern machte es die größte Freude, den Todeskampf eines Ihresgleichen, der es gewagt, ihr Herr sein zu wollen, zu betrachten. Keiner von ihnen hatte Florinen ein Wort von der Sache sagen wollen; man rühmte im Gegentheile Rudolph gegen sie. Nathan hatte Schultern, daß er die Welt stützen konnte, er würde sich schon herauswickeln, und Alles würde wunderschön gehen, sagte man.

„Man hat gestern zwei Abonnenten angeworben,“ sagte Blondet mit wichtiger Miene, „Rudolph wird Deputirter werden. Sobald das Budget votirt ist, wird die Ordonnanz wegen Auflösung der Kammer erscheinen.“

Der verfolgte Nathan konnte nicht mehr auf die Wucherer rechnen. Die gepfändete Florine konnte nur noch auf den Zufall rechnen, irgend einen Gimpel in sich verliebt zu machen. Dergleichen Gecken finden sich aber nie zur rechten Zeit. Nathan hatte nur geld- und creditlose Leute zu Freunden. Eine Verhaftung tödtete seine Hoffnungen auf ein politisches Glück. Zum Uebermaße des Unglücks sahe er sich in ungeheure, zum Voraus bezahlte Arbeiten verwickelt, und erblickte keinen Boden in dem Abgrunde des Elends, in welchen er hinabzurollen auf dem Punkte stand. Vor so vielen Drohungen schwand seine Kühnheit.

Würde sich die Gräfin von Vandenesse mit ihm vereinigen? würde sie in die Ferne fliehen? Die Frauen werden stets nur durch eine völlige Liebe an diesen Abgrund geführt, und ihre Leidenschaft hatte sie Beide noch nicht

durch die mysteriösen Bande des Glückes an einander gekettet. Folgte ihm aber die Gräfin ins Ausland, so kam sie ohne Geld, nackt und bloß, und dies war noch eine Verlegenheit mehr.

Ein Kopf zweiten Ranges, ein Stolzer, wie Nathan, mußte nun in dem Selbstmorde das Schwert sehen, das diese gordischen Knoten durchhauen würde — und er sahe es auch darin. Die Idee, im Angesichte der Welt zu fallen, durch die er durchgedrungen war, die er hatte beherrschen wollen; hier die Gräfin triumphirend zurückzulassen und wieder ein beschmutzter Fußknecht zu werden, war unerträglich. Die Narrheit tanzte und klapperte mit ihren Schellen an der Thür seines phantastischen Palastes. In dieser äußersten Noth wartete Nathan auf einen Zufall und wollte sich nun im letzten Momente tödten. In den letzten Tagen, da das Erkenntniß abgegeben und der Personalarrest gegen Rudolph verfügt wurde, zeigte er, gegen seinen Willen, überall die kalt=unheimliche Miene, welche die Beobachter bei allen dem Selbstmorde anheimgefallenen oder an denselben denkenden Menschen bemerkt haben werden. Die Grabesgedanken, mit denen sie umgehen, drücken ihrer Stirn graue und nebelichte Tinten auf; ihr Lächeln hat etwas Unheimliches, ihre Bewegungen sind feierlich; sie scheinen die vergoldeten Früchte des Lebens bis auf den Kern aussaugen zu wollen; ihre Blicke zielen bei jeder Gelegenheit auf's Herz, sie hören ihre Todtenglocke in der Luft, sie sind unaufmerksam.

Diese schrecklichen Symptome bemerkte Marie eines Abends bei Lady Dudley. Rudolph war im Boudoir allein auf einem Divan sitzen geblieben, während Jedermann im

Salon plauderte. Die Gräfin kam an die Thür; er richtete den Kopf nicht in die Höhe, und hörte weder Mariens Athem, noch das Rauschen ihres seidenen Kleides; er betrachtete eine Blume des Teppichs, die Augen stier und von Schmerz verdummt. Er wollte lieber sterben, als abdanken. Nicht Jedermann hat das Piedestal von St. Helena. Uebrigens war damals der Selbstmord in Paris Mode. Muß er nicht das letzte Wort der ungläubigen Societäten sein? Rudolph hatte sich eben zu sterben entschlossen. Die Verzweiflung stehet im Verhältnisse zu den Hoffnungen, und Rudolphs Verzweiflung hatte keinen andern Ausgang, als das Grab.

„Was fehlt Dir?“ fragte, auf ihn zueilend, Marie.

„Nichts.“

Es giebt unter Liebenden eine Art, dies Nichts auszusprechen, welche gerade das Gegentheil bedeutet. Marie zuckte mit den Achseln.

„Sie sind ein Kind,“ sprach sie; „es widerfährt Ihnen irgend ein Unglück.“

„Nicht mir. Uebrigens werden Sie es immer noch zu früh erfahren, Marie,“ sagte er liebreich.

„Woran dachtest Du, als ich eintrat?“ fragte sie mit einer Miene der Autorität.

„Willst Du die Wahrheit wissen?“

Sie nickte mit dem Kopfe.

„Ich dachte an Dich; ich sagte mir, daß an meiner Stelle viele Männer ohne Rückhalt geliebt zu werden gewünscht haben würden; ich werde dies, nicht wahr?“

„Ja.“

„Und,“ entgegnete er, sie, auf Gefahr überrascht zu

werden, um den Leib fassend, um sie auf die Stirn zu küssen, „und ich lasse Dich rein und ohne Gewissensbisse zurück. Ich kann Dich in den Abgrund hinunterziehen, und Du bleibst am Rande ohne Schmutz. Ein einziger Gedanke drückt mich jedoch —“

„Welcher?“

„Du wirst mich verachten.“

Sie lächelte herrlich.

„Ja, Du wirst nie glauben, daß Du rein geliebt worden; man wird mich brandmarken, ich weiß es. Den Frauen fällt es nicht ein, daß wir aus der Tiefe unsres Kothes unsre Augen zum Himmel erheben, um dort ungetheilt eine Maria anzubeten. Sie vermischen mit dieser heiligen Liebe traurige Fragen, sie begreifen nicht, daß Männer von hoher Einsicht und Poesie ihre Seele von dem Genusse ablösen können, um sie für irgend einen geliebten Altar aufzusparen. Gleichwohl ist bei uns die Verehrung des Ideales inbrünstiger, wie bei Euch: wir finden sie bei der Frau, die sie nicht einmal bei uns sucht.“

„Wozu dies Alles?“ fragte sie spöttisch, wie eine Frau, die ihrer gewiß ist.

„Ich verlasse Frankreich; morgen wirst Du erfahren, warum. Mein Kammerdiener wird Dir einen Brief bringen. Adieu, Marie!“

Nachdem Rudolph die Gräfin mit furchtbarem Ungestüm an sein Herz gedrückt, entfernte er sich und ließ die Gräfin, dumm vor Schmerz, zurück.

„Was fehlt Ihnen denn, meine Liebe?“ fragte die Marquise von Espard, welche sie holen wollte. „Was hat Ihnen Herr Nathan gesagt? Er hat uns mit einer melo-

dramatischen Miene verlassen. Sie sind vielleicht vernünftig oder unvernünftig, zu vernünftig oder zu wenig vernünftig. —"

Die Gräfin nahm der Frau von Espard Arm, um in den Saal zurückzukehren, den sie einige Augenblicke nachher verließ.

„Sie gehet gewiß zu ihrem ersten Rendez-vous," sprach Lady Dudley zu der Marquise.

„Ich will's schon erfahren," entgegnete die Marquise, entfernte sich und folgte dem Wagen der Gräfin.

Die Kutsche der Frau von Vandenesse schlug aber den Weg nach der Vorstadt Saint-Honoré ein. Als Frau von Espard nach Hause zurückkehrte, sahe sie, wie der Wagen der Gräfin die Vorstadt entlang fuhr, um in die Straße du Rocher zu gelangen. Marie legte sich zu Bette, konnte aber nicht schlafen; sie brachte die Nacht mit dem Lesen einer Reise nach dem Nordpole zu, ohne etwas davon zu verstehen. Um halb neun Uhr erhielt sie einen Brief Rudolphs. Sie öffnete ihn hastig. Der Brief begann mit diesen classischen Worten:

„Meine theure Geliebte!"

„Wenn Du diesen Brief bekommst, werde ich nicht mehr sein!"

Sie las ihn nicht aus, zerknitterte das Papier in einer nervösen Contraction, klingelte ihrer Kammerfrau, legte in der Hast einen Hausmantel um, zog die ersten Schuhe an, die ihr in die Hand geriethen, wickelte sich in einen Shawl, setzte einen Hut auf und entfernte sich, indem sie der Kammerfrau befahl, dem Grafen zu sagen, sie sei zu ihrer Schwester, Madame du Tillet, gegangen.

„Wo hast Du Deinen Herrn verlassen?“ fragte sie Rudolphs Bedienten.

„Im Bureau des Journales.“

„Gehen wir dahin!“

Zum großen Erstaunen ihrer Leute ging sie, vor neun Uhr, wie närrisch, zu Fuße weg.

Glücklicherweise hatte die Kammerfrau dem Grafen gesagt, die Gräfin habe so eben einen Brief von Madame du Tillet bekommen, der sie außer sich gesetzt, und sie wäre nun in Begleitung des Dieners, der den Brief gebracht, zu ihrer Schwester geeilt. Vandenesse erwartete die Rückkehr seiner Frau, um sich Aufschluß geben zu lassen.

Die Gräfin stieg in einen Fiacre und kam schnell nach dem Bureau des Journales. Zu dieser Stunde waren die geräumigen Zimmer, welche das Journal in der Straße Feydeau einnahm, leer; nur ein Bureaudiener war da, welcher nicht wenig erstaunte, eine junge, hübsche, verwirrte Frau, welche nach Herrn Nathan fragte, durch die Zimmer eilen zu sehen.

„Er ist ohne Zweifel bei Mademoiselle Florinen,“ antwortete der Diener, der sie für eine Nebenbuhlerin der Schauspielerin hielt und eine Scene der Eifersucht herbeiführen wollte.

„Wo arbeitet er hier?“ fragte sie.

„In einem Kabinette, zu dem er die Schlüssel bei sich trägt.“

„Ich will dahin.“

Der Diener führte sie zu einem kleinen düstern Zimmer, das auf einen Hinterhof ging, und ehemals ein an ein großes Schlafgemach, dessen Alkoven noch nicht einmal zer-

stört war, stoßendes Kabinet gewesen war. Dieses Kabinet lag hinterwärts. Wenn die Gräfin das Fenster des Schlafgemachs öffnete, so konnte sie durch das des Kabinettes sehen, was darin vorging. Nathan saß auf seinem Hauptredacteursessel und röchelte.

„Stoße die Thür ein und schweige; ich will Dein Schweigen erkaufen!“ sprach sie. „Siehest Du nicht, daß Nathan stirbt?“

Der Diener holte aus der Druckerei ein eisernes Instrument, womit er die Thür einstoßen konnte. Nathan tödtete sich durch Kohlendampf, wie ein gemeines Nähemädchen. Er hatte eben einen Brief an Blondet beendigt, worin er ihn bat, seinen Tod einem furchtbaren Schlagflusse zuzuschreiben. Die Gräfin kam zu rechter Zeit: sie ließ Rudolph in den Fiacre tragen, ging, da sie nicht wußte, wo sie ihm Pflege verschaffen sollte, in einen Gasthof und schickte den Bureaudiener nach einem Arzte. In einigen Stunden war Rudolph außer Gefahr; aber die Gräfin verließ sein Kopfkissen nicht eher, als bis sie seine Generalbeichte gehört. Nachdem der niedergeschmetterte Ehrgeizige ihr diese schrecklichen Elegien seines Schmerzes ins Herz gegossen, kehrte sie, von allen Qualen, allen Ideen, die am Abende vorher Nathans Stirn belagerten, gepeinigt, nach Hause zurück.

„Ich werde Alles in Ordnung bringen,“ hatte sie zu ihm gesagt, um ihm wieder Lust zum Leben zu machen.

„Nun, was hat denn Deine Schwester vor?“ fragte sie Felix; „ich finde Dich sehr verändert.“

„Es ist eine abscheuliche Geschichte, über welche ich das

tiefste Stillschweigen bewahren muß," antwortete sie, indem sie ihre Kraft wieder fand, um Ruhe zu erheucheln.

Um allein zu sein und nach ihrem Belieben denken zu können, war sie Abends in die italienische Oper gegangen, hatte sich dann zu Madame du Tillet begeben und ihr Herz in das ihrer Schwester ausgeschüttet, indem sie ihr die furchtbare Scene des Morgens erzählt, und sie um Rath und Hilfe bat. Beide Schwestern konnten damals nicht wissen, daß du Tillet das Feuer des gemeinen Kohlenbeckens angezündet, dessen Anblick die Gräfin Felix von Vandenesse in Schrecken gesetzt hatte.

„Er hat nur mich in der Welt," hatte Marie zu ihrer Schwester gesagt, „und er soll sich in mir nicht geirrt haben."

Dieses Wort enthält das Geheimniß aller Frauen; sie sind heroisch, wenn sie die Gewißheit haben, für einen großen, untadeligen Mann Alles zu sein.

VIII. Der gerettete und verlorene Geliebte.

Du Tillet hatte von der mehr oder weniger wahrscheinlichen Liebe seiner Schwägerin zu Rudolph reden hören, gehörte aber zu den Personen, welche sie läugneten, oder für unverträglich mit Rudolphs und Florinens Verbindung hielten. Die Schauspielerin mußte die Gräfin vertreiben oder umgekehrt. Als er aber bei seiner Nachhausekunft an jenem Abende seine Schwägerin bei seiner Frau fand, so ahnete er, da er schon im italienischen Theater tiefe Bekümmerniß auf ihrem Gesichte bemerkt hatte, daß sie ihrer Schwester Rudolphs Verlegenheit anvertraut und das dem alten Gigonnet schuldige Geld verlangt hatte.

Maria Eugenia, welcher die Geheimnisse dieses anscheinenden übernatürlichen Scharfblickes entgingen, hatte so viel Bestürzung gezeigt, daß du Tillets Verdacht sich in Gewißheit verwandelte. Der Wechsel glaubte, den Faden der Intrigue Rudolphs halten zu können. Niemand wußte, daß dieser Unglückliche in der Straße du Mail unter dem Namen des Bureaudieners, dem die Gräfin für seine Verschwiegenheit fünfhundert Franks versprochen, in einem Gasthofe im Bette lag. Franz Quillet hatte daher zu der Pförtnerin gesagt, Nathan sei in Folge zu starken Arbeitens unwohl geworden. Du Tillet erstaunte nicht darüber, daß er

Nathan nicht sahe. Es war ja ganz natürlich, daß der Journalist sich vor den Leuten versteckte, die mit seiner Verhaftung beauftragt waren. Als die Spione kamen, um Nachricht einzuziehen, erfuhren sie, daß man am Morgen den Redacteur en chef abgeholt habe. Es vergingen zwei Tage, ehe sie die Nummer des Fiacres entdeckt, den Kutscher ausgefragt und den Gasthof, wo der Schuldner war, erkannt und geprüft hatten. Durch diese weisen, von Marien getroffenen Maßregeln hatte Nathan eine Frist von drei Tagen erlangt.

Jede der beiden Schwestern verlebte also eine schreckliche Nacht. Eine solche Katastrophe wirft ihren Kohlenschein auf das ganze Leben, er erhellet die Untiefen und Klippen desselben mehr, wie die Gipfel, die bis jetzt den Blick beschäftigt haben. Ergriffen von dem schrecklichen Anblicke eines jungen, in seinem Sessel, vor seinem Journale sterbenden, nach römischer Mode seine letzten Gedanken aufzeichnenden Mannes, konnte Madame du Tillet nur daran denken, ihm Hilfe zu bringen; dieser Seele, durch die ihre Schwester lebte, das Leben wieder zu geben. Es liegt in der Natur unseres Geistes, auf die Wirkungen zu sehen, ehe wir die Ursachen analysiren. Sie billigte von Neuem ihre Idee, sich an die Baronin Delphine von Nucingen, bei der sie dinirte, zu wenden, und zweifelte nicht an dem glücklichen Erfolge. Edelmüthig wie alle Personen, die nicht in dem stählernen Räderwerke der modernen Societät gepreßt worden sind, beschloß Madame du Tillet, Alles auf sich zu nehmen.

Die Gräfin ihrerseits, zufrieden, dem Nathan schon das Leben gerettet zn haben, verwendete ihre Nacht auf die Erfindung von Kunstgriffen, um sich vierzigtausend Franks zu

verschaffen. In solchen Krisen sind die Frauen erhaben. Von dem Gefühle geleitet, kommen sie zu Combinationen, welche die Diebe, die Geschäftsleute, die Wucherer überraschen würden, wenn sonst diese drei Klassen mehr oder weniger patentirter Industriels über etwas erstaunen.

Die Gräfin wollte ihre Diamanten verkaufen und falsche tragen. Sie wollte von Vandenesse diese Summe für ihre Schwester, die sie schon mit ins Spiel gebracht, erbitten. Aber sie hatte zu viel Adel, um nicht vor entehrenden Mitteln zurückzubeben; sie dachte zwar daran, verwarf sie aber. Das Geld ihres Mannes an Nathan geben! Sie sprang, erschreckt über ihre Schlechtigkeit, im Bette in die Höhe. Falsche Diamanten fassen lassen! ihr Mann würde sie zuletzt bemerken. Sie wollte diese Summe von den Rothschilds entnehmen, welche so viel Gold hatten; von dem Erzbischofe von Paris, der die Armen unterstützen mußte, und lief so von einer Religion zur andern, sie alle anflehend. Sie beklagte, daß ihr Mann nicht mehr bei der Regierung war; vormals hätte sie in den Umgebungen des Thrones Geld borgen können. Sie dachte daran, zu ihrem Vater ihre Zuflucht zu nehmen; aber der alte Richter verabscheuete alle Illegalitäten; seine Kinder hatten zuletzt erfahren, wie wenig er mit den Leiden der Liebe sympathisirte; er wollte nicht einmal davon reden hören, er verabscheuete jede Intrigue. Die Gräfin von Grandville, ihre Mutter, lebte in der Normandie auf einem ihrer Landgüter, sparte, betete und brachte ihre Tage zwischen Priestern und Geldsäcken hin, kalt, bis zu ihrem letzten Momente. Wenn auch Marie die Zeit gehabt hätte, nach Bayeux zu reisen — würde ihre Mutter ihr wohl so viel Geld geben, ohne zu

wissen, wozu? Schulden vorgeben? Ja, vielleicht ließe sie sich wohl durch ihren Liebling rühren. Nun, im Falle des Mißlingens wollte die Gräfin also nach der Normandie reisen, da ihr Vater ihr durch die falsche Nachricht von einer schweren Krankheit seiner Frau gewiß einen Vorwand zu dieser Reise verschaffen würde.

Der traurige Anblick, der sie am Morgen erschreckt, die Pflege, welche sie dem Nathan geleistet, die zu dem Haupte seines Bettes verlebten Stunden, jene abgebrochenen Erzählungen, dieser Todeskampf eines großen Geistes, dieser durch ein alltägliches, gemeines Hinderniß gehemmte Flug des Genies – dies Alles kam ihr wieder ins Gedächtniß, um ihre Liebe zu reizen. Sie dachte noch einmal an ihre Wallungen und fühlte sich von dem Elende mehr eingenommen, wie von der Größe. Würde sie diese Stirn geküßt haben, wenn sie ein glücklicher Erfolg gekrönt hätte? Nein. Sie fand einen unendlichen Adel in den letzten Worten, welche ihr Nathan im Kabinette der Lady Dudley gesagt hatte. Welche Heiligkeit in diesem Lebewohl! Welcher Adel in der Opferung eines Glückes, das ihre Qual geworden sein würde! Die Gräfin hatte Wallungen in ihr Leben hineingewünscht, es hatte nun Ueberfluß an furchtbaren, grausamen, aber geliebten. Sie lebte mehr durch den Schmerz, wie durch das Vergnügen. Mit welcher Wonne sprach sie zu sich: „Ich habe ihn schon gerettet! ich werde ihn noch einmal retten!“ Sie hörte ihn rufen! Nur die Unglücklichen wissen, wie weit die Liebe gehet! was er gesagt, als er Mariens Lippen auf seiner Stirn gefühlt hatte.

„Bist Du krank?“ sprach ihr Mann zu ihr, als er in ihr Zimmer kam, um sie zum Frühstück abzuholen.

„Ich werde von dem Drama, das bei meiner Schwester gespielt wird, furchtbar geängstigt,“ sprach sie, ohne zu lügen.

„Sie ist in sehr schlechte Hände gerathen, es ist eine Schande für eine Familie, einen du Tillet darin zu haben, einen Mann ohne Adel. Sollte Ihrer Schwester irgend ein Unfall begegnen, so würde sie bei ihm kein Erbarmen finden.“

„Welche Frau wird sich Erbarmen gefallen lassen?“ sprach die Gräfin mit einer convulsivischen Bewegung. „Unbarmherziger, Eure Strenge ist eine Gnade für uns.“

„Nicht erst von heute an weiß ich, daß Sie ein edles Herz haben,“ sprach Felix, die Hand seiner Frau küssend, und ganz bewegt von diesem Edelstolze. „Eine Frau, die so denkt, braucht nicht bewacht zu werden.“

„Bewacht?“ entgegnete sie. „Ein anderer Schimpf, der auf Euch zurückfällt!“

Felix lächelte, Marie erröthete. Wenn eine Frau insgeheim Unrecht hat, so zeigt sie öffentlich den weiblichen Stolz im höchsten Grade. Es ist eine Verstellung des Geistes, die man ihnen Dank wissen muß. Die Täuschung ist dann voll Würde, wenn nicht voll Größe. Sie schrieb unter dem Namen des Herrn Quillet einige Zeilen an Rudolph, um ihm zu sagen, daß Alles gut gehe, und schickte sie durch einen Commissionair in den Gasthof in der Straße du Mail.

Abends in der Oper erntete die Gräfin die Früchte ihrer Lügen; denn ihr Mann fand es sehr natürlich, daß sie ihre Loge verließ, um zu ihrer Schwester zu gehen. Felix wartete, um ihr den Arm zu geben, bis du Tillet seine Frau allein gelassen hatte. Welche Gefühle bewegten sie, als sie

durch den Corridor ging, in die Loge ihrer Schwester trat und hier den Zuschauern, die erstaunt waren, die beiden Schwestern beisammen zu sehen, eine ruhige, heitere Stirn zeigte!

„Nun?“ sprach sie.

Das Gesicht ihrer Schwester war eine Antwort; es glänzte darauf eine naive Freude, welche viele Personen einer prahlerischen Genugthuung zuschrieben.

„Er wird gerettet werden, meine Liebe, aber nur auf ein Vierteljahr, während welcher Zeit wir uns bemühen werden, ihm wirksame Hilfe zu verschaffen. Frau von Nucingen will vier Wechsel, jeder zu zehntausend Franks, sie mögen, um Dich nicht zu compromittiren, unterzeichnet sein, von wem sie wollen. Sie hat mir gesagt, wie sie ausgestellt werden müssen; ich habe nichts davon verstanden, aber Herr Nathan wird sie machen. Ich habe bloß gedacht, daß Schmucke, unser alter Musiklehrer, uns in diesem Falle nützlich sein kann; er wird sie unterzeichnen. Wenn Du zu diesen vier Wechseln einen Brief an Frau von Nucingen hinzufügst, in welchem Du Dich für die Zahlung verbürgst, so wird sie Dir morgen das Geld einhändigen. Besorge Alles selbst und vertraue Dich Niemandem an. Ich denke, Schmucke wird keine Einwendungen machen. Um den Verdacht irre zu leiten, habe ich gesagt, Du wolltest unserm alten Musiklehrer, einem Deutschen, der ins Unglück gerathen, gefällig sein. Ich habe also um die tiefste Verschwiegenheit bitten können.“

„Du hast Verstand gehabt wie ein Engel! Wenn nur die Frau v. Nucingen nicht eher davon plaudert, bis sie das Geld gezahlt hat!“ sprach die Gräfin, indem sie, obgleich in der

Oper, die Augen erhob, wie wenn sie Gott anflehen wollte."

„Schmucke wohnt in der kleinen Straße Nevers, auf dem Quai Conti; vergiß nicht, gehe ja selbst dahin."

„Danke!" sprach die Gräfin, der Schwester die Hand drückend. „O, ich würde zehn Jahre meines Lebens darum geben. —"

„Deines Greisenalters —"

„Um diesen Beängstigungen ein Ende zu machen," versetzte die Gräfin, über die Unterbrechung lächelnd.

Alle Personen, welche in diesem Momente die beiden Schwestern beäugelten, konnten, ihr treuherziges Lachen bewundernd, glauben, daß sie mit Frivolitäten beschäftigt wären; einer von jenen Müßigen aber, die, mehr um die Toiletten und Gesichter auszukundschaften, als des Vergnügens wegen, in die Oper gehen, würde das Geheimniß der Gräfin haben errathen können, wenn er die heftige Aufregung bemerkt hätte, welche die Freude dieser beiden reizengen Physiognomien auslöschte.

Rudolph, welcher während der Nacht die Gerichtsdiener nicht mehr fürchtete, erschien, bleich und fahl, das Auge unruhig, die Stirn trübe, auf der Treppenstufe, wohin er sich gewöhnlich stellte. Er suchte die Gräfin in ihrer Loge, fand sie leer und legte nun die Stirn in beide Hände, indem er die Ellenbogen auf den Gürtel stützte.

„Kann sie in der Oper sein?" fragte er sich.

„Siehe uns doch an, armer großer Mann!" sagte leise Madame du Tillet.

Maria aber heftete, mit Gefahr sich zu compromittiren, auf ihn jenen heftigen, starren Blick, durch welchen die Freude aus den Augen springt, wie aus der Sonne die leuchtenden Wellen hervorgehen, und der, nach der Meinung einiger Magnetiseurs, die Person durchdringt, auf die er gerichtet wird. Rudolph schien wie von einer Zauberruthe getroffen, er erhob den Kopf und sein Auge begegnete plötzlich den Augen der beiden Schwestern. Mit der herrlichen Geistesgegenwart, welche die Frauen nie verläßt, ergriff Frau von Vandenesse ein Kreuz, das auf ihrem Busen wogte, und zeigte es ihm mit einem schnellen, bedeutsamen Lächeln. Das Kleinod strahlte bis auf Rudolphs Stirn, und er antwortete durch eine Aeußerung der Freude.

Nathan hatte begriffen.

„Ist denn dies also nichts, Eugenia, auf solche Weise den Todten das Leben wieder zu geben?“

„Du kannst in die Gesellschaft der Schiffbrüche treten,“ entgegnete Eugenia lächelnd.

„Wie traurig, niedergeschlagen ist er gekommen, wie zufrieden wird er weggehen!“

„Nun, wie gehet Dir's, mein Lieber?“ fragte du Tillet, dem Rudolph die Hand reichend und ihm mit allen Symptomen der Freundschaft die Hand drückend.

„Ei, wie einem Manne, der so eben die schönsten Nachrichten über die Wahlen bekommen hat. Ich werde ernannt werden,“ antwortete der strahlende Nathan.

„Entzückt,“ versetzte du Tillet. „Wir werden zu dem Journale Geld gebrauchen.“

„Wir werden dergleichen finden,“ sprach Rudolph.

„Die Frauen haben den Teufel für sich,“ sprach du

Tillet, ohne noch weiter auf die Worte Rudolphs, den er Charnathan genannt hatte, zu achten.

„Wie so?“ fragte Rudolph.

„Meine Schwägerin ist bei meiner Frau,“ sagte der Banquier; „es ist irgend eine Intrigue im Werke. Du scheinst mir von der Gräfin angebetet zu werden, sie grüßt Dich durch den ganzen Saal hindurch.“

„Siehe,“ sprach Madame du Tillet zu ihrer Schwester, „man nennt uns falsch! Mein Mann hätschelt Herrn Nathan und er ist's doch, der ihn ins Gefängniß setzen lassen will.“

„Und die Männer beschuldigen uns!“ rief die Gräfin. „Ich werde ihm Licht geben.“

Sie stand auf, nahm den Arm ihres Mannes, der im Corridor auf sie wartete, und kehrte strahlend in ihre Loge zurück.

Die Gräfin verließ sogleich die Oper und bestellte ihren Wagen für den folgenden Tag vor acht Uhr.

(Ende des ersten Theiles.)

Ende des zweiunddreißigsten Bandes.

Bücher-Anzeige.

In der G. Basse'schen Buchhandlung in Quedlinburg sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Eremit in Italien.

Oder Betrachtungen über die Sitten und Gebräuche der Italiener. Von v. Jouy (Mitgliede der franz. Akademie). Aus dem Französischen übersetzt von E. S. und L. G. Förster. 4 Theile. Mit Abbildungen. 8. 5 Thlr. 10 Sgr.

Der Name des durch seine sehr anziehenden Schriften in Frankreich so berühmten Verfassers, dessen seltenes Talent sich hier mit dem classischen Boden Italiens vermählt, um die reichste Fülle zauberischer Ansichten und lebendiger Sittengemälde vor dem Auge des Lesers zu entfalten, bewog den Verleger, auch Deutschland dieses Genusses theilhaftig zu machen. Im Kirchenstaate ist dieses Werk freilich verboten; denn es spricht sich über so manche Dinge freimüthig aus, welche das Oberhaupt der katholischen Kirche aus väterlicher Fürsorge dem Blicke des Uneingeweihten zu verhüllen pflegt; jedoch kann dies dem Werke selbst nur zur Empfehlung gereichen. Höchst geistreiche, witzige und interessante Bemerkungen bekunden überall die richtige Beobachtungsgabe und die anziehende Darstellungskunst des Verfassers.

Ulla

die Shetländerin und andere Erzählungen. Von Agathe ***. 8. Preis 1 Thlr.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Balzac, Honoré <<de>>,

H. de Balzac's sämmtliche Werke

Bd.: 32

Quedlinburg und Leipzig 1844

P.o.gall. 194 c-32/33
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10088103-0